

überall und besonders in diesem wichtigen Sektor gerade so weit gegangen, wie sie innerhalb der bestehenden Verhältnisse gehen durfte.“ (2)

1919 – 1932

Das gewaltige Ausmaß der zivilisatorischen Leistungen von Staat, Ländern und Gemeinden in der Epoche der ersten Republik ist vielen Deutschen nicht bewußt. Ursache dafür ist die noch bis heute nachwirkende Verunglimpfung dieser sog. „System-Zeit“ im Nazi-Staat, der sich viele Leistungen der Republik als seinen Erfolg zurechnen ließ, aber auch die Weigerung weiter Teile der Gesellschaft in beiden deutschen Staaten nach 1945, sich redlich mit den Gründen für den Untergang der Weimarer Republik und ihre Auslieferung an die braunen Barbaren auseinanderzusetzen.

Bedenken wir:

Von den 14 Jahren dieser Epoche waren die ersten 5 Jahre geprägt von den bitteren Kriegsfolgen aufgrund des Versailler „Vertrages“, innerer Zerrissenheit, ja, bürgerkriegsähnlichen Kämpfen in Berlin, in Mitteldeutschland, in Bayern; der Besetzung des Ruhrgebietes durch die Franzosen (1923–25); und einer Geldentwertung, die schließlich in die galoppierende Inflation von 1923 mündete. Hauptbetroffen davon war der bürgerliche Mittelstand, vom Facharbeiter bis zum Unternehmer, d. h. viele 'zig Millionen loyaler Staatsbürger, die über Nacht ihre Lebensersparnisse, ihre kleinen Vermögen, ihre Existenzgrundlage einbüßten.

Nur sechs gute Jahre hatte die Republik, die mit der Akzeptanz der neuen Rentenmark und der weltweiten wirtschaftlichen Erholung beginnen, in denen es den Regierungen der Republik gelingt,

- die größten Diskriminierungen des Versailler „Vertrages“ zu beseitigen
- Deutschland als gleichberechtigtes Mitglied in den Völkerbund zu führen (1926)
- die Besetzung des Rheinlandes und der Saar zu beenden (1930) – 5 Jahre vor dem in Versailles fixierten Zeitpunkt die Reparationslast schrittweise zu reduzieren, schließlich (1932) ganz erlassen zu bekommen.

Die Agonie der letzten 3 Jahre, ausgelöst durch den Börsenkrach von Oktober 1929 und die daran anschließende Bankenkrise, die schließlich die Wirtschaft aller Industrienationen lahmlegt, ist gekennzeichnet von Firmenzusammenbrüchen, wachsender Arbeitslosigkeit und dem Anwachsen der nicht demo-

kratischen Kräfte auf der extremen Rechten und Linken des politischen Spektrums, in deren Würgegriff die junge deutsche Demokratie untergeht – eine „Demokratie ohne Demokraten“, eine „Republik der Außenseiter“ (Peter Gay).

Um so unglaublicher für uns heute im Jahr 10 nach der Wiedervereinigung, was die Weimarer Republik in ihrer kurzen Blütezeit überall in Deutschland auf den Gebieten öffentlicher Zuständigkeit an bleibenden Errungenschaften hervorgebracht hat:

1. Da sind zunächst die neuen Staatsaufgaben:
 - Erstmals wird in einer deutschen Verfassung die Sozialpflichtigkeit des Eigentums postuliert als Grundlage für Einschränkungen und Eingriffe in das Eigentum an Grund und Boden und für das Enteignungsrecht des Staates: Artikel 153 (3): Eigentum verpflichtet. Sein Gebrauch soll zugleich Dienst sein für das Gemeine Beste.
 - Erstmals wird die Wohnungsversorgung als Staatsaufgabe definiert: aus Artikel 155 (1):
 - „Die Verteilung und Nutzung des Bodens wird von Staatswegen in einer Weise überwacht, die Mißbrauch verhütet und dem Ziele zustrebt, jedem Deutschen eine gesunde Wohnung und allen deutschen Familien, besonders den kinderreichen, eine ihren Bedürfnissen entsprechende Wohn- und Wirtschaftsheimstätte zu sichern“...
 - In Artikel 10 Ziff. 4 der Verfassung erhält das Reich die Kompetenz, „...auf dem Gebiete des Bodenrechts, der Bodenverteilung, des Ansiedlungs- und Heimstättenwesens, der Bindung des Grundbesitzes, des Wohnungswesens und der Bevölkerungsverteilung im Wege der Gesetzgebung Grundsätze aufzustellen“.

Ähnliche Bestimmungen finden sich in den Verfassungen der Länder.

2. Von ihren verfassungsgemäßen Rechten machten das Reich wie die Länder gehörig Gebrauch: Durch die Wohnungsnot gedrängt, nahm der Staat in wachsendem Umfang Einfluß auf die Neubautätigkeit und erfand vielfältige Hilfen, vor allem finanzieller Art, die sich schließlich in der „Hauszinssteuerära“ (1924–32) zu einem System der Wohnungsbauförderung sowie dem Aufbau eines funktionierenden Kreditwesens für den öffentlich geförderten Wohnungsbau verdichteten. Pergande sagt daher mit Recht, „die ersten Nachkriegsjahre waren die Geburtsstunde des sozialen Wohnungsbaus“.(3)

1919 wurde der Wohnungsfehlbestand im Reich infolge des kriegsbedingten Baustopps auf ca. 1 Mio.

Wohnungen geschätzt. Hinzu kam ein weiterer Wohnungsbedarf aus Eheschließungen, der Demobilisierung des Militärs und zur Unterbringung von Flüchtlingen aus den von Deutschland abzutretenden Gebieten, der eine weitere Million Wohnungen erforderte, insgesamt also das Wohnungsbauvolumen von acht Vorkriegsjahren.

Bis 1923 wurden immerhin ca. 500.000 Wohnungen gebaut, in der Hauszinssteuerära weitere 2 Millionen, letztere überwiegend öffentlich gefördert – schon quantitativ eine beeindruckende Leistung, die die Wirksamkeit dieses ersten deutschen Wohnungsbauförderungssystems erweist.

3. Was uns heute noch an den großen Reformsiedlungen überall in Deutschland fasziniert, das ist die umfassende Qualität des Wohnungsbaus dieser Zeit:

- Er ist Teil ganzheitlicher Städtebaukonzepte, mit aufeinander bezogenen Straßen, Wegen, Plätzen, Gärten, Parks und Erholungsflächen, Kindertagesstätten und Schulen, Läden, Werkstätten und Gemeinschaftsräumen;
- Gleichzeitig beeindruckt die Brauchbarkeit der gut durchdachten Grundrisse auf kleinster Fläche („Die Wohnung für das Existenzminimum“ war so ein Stichwort), der emanzipatorische Effekt ihrer modernen Ausstattung und schließlich die heitere Nüchternheit ihrer Gestaltung.
- Die Wohnungen waren preiswert, nicht nur infolge des Fördersystems, sondern auch wegen der Entwicklung fachgerechter, aber sparsamer Bauweisen, der Ausschöpfung spezieller Baumethoden und des elementierten Bauens etc., getreu der Devise Schumachers: „Verbesserungen des Wohntypus sind nur dann Reformen des Wohnwesens, wenn sie die Mieten nicht steigern.“ (4)

„Siedlungen“ wie Bruno Tauts „Onkel Toms Hütte“, Scharouns „Ringsiedlung Siemensstadt“, die „Weiße Stadt“ von Salvisberg oder die Hamburger Neubauquartiere „Jarrestadt“, „Am Dulsberg“, „Barmbek-Nord“ von Fritz Schumacher und den Gebrüdern Franck sind ja nur einige wenige Beispiele für die vielen großen Reformsiedlungen von Stuttgart und Karlsruhe bis Magdeburg, Leipzig und Breslau, deren umfassende Qualität in diesem Jahrhundert in Deutschland m. E. nicht wieder erreicht worden ist.

Wir schätzen heute aber auch die Qualität vieler der in dieser Zeit entstandenen Quartiere „traditionalistischer“ Architektur, eine Qualität, die die Zeitgenossen im Streit um gestalterische Prinzipien entweder gar nicht mehr wahrnahmen – oder für selbstverständlich hielten:

Woher kommt die stupende Sicherheit so vieler hervorragender Architekten und Stadtplaner? Wie ist das Hervorbringen so vieler neuer Wohnquartiere von höchster Wohnqualität innerhalb so kurzer Zeit zu erklären? Der Historiker Peter Gay sagt dazu: „Die kulturellen Errungenschaften, die man so oft als eine Erfindung der Weimarer Republik angesehen hat, waren um 1918 schon vorhanden.“ (5)

Das gilt auch für den Wohnungs- und Städtebau der Zeit, der auf vielfältige Erfahrungen, Vorläufer und Versuche vor dem 1. Weltkrieg zurückgreifen konnte.

4. Aber es waren auch kongeniale Bauherren da für diesen Reformwohnungsbau – eine unerläßliche Voraussetzung, wenn Pläne nicht Papier bleiben sollen:

Angesichts des Ausmaßes der Wohnungsnot waren die Genossenschaften und Selbsthilfebauvereine, die caritativ motivierten kleinen Wohnungsbauvereinigungen der Vorkriegszeit und die für den kommunalen Wohnungsbau bisher zuständigen städtischen Bauämter überhaupt nicht imstande, mit der Größenordnung der Aufgabe fertig zu werden.

Große, leistungsfähige Unternehmen wurden benötigt, die unter dem Dach der inzwischen hinreichend bewährten Wohnungsgemeinnützigkeit auch Großprojekte bewältigen konnten – vom Grunderwerb über die Erschließung bis zum Wohnungsbau, und die stark genug waren, im Interesse niedriger Kosten alle nur denkbaren Rationalisierungsvorteile der Bauproduktion (benefits of scale) abzufordern.

Während vor dem Ersten Weltkrieg der kommunale Wohnungsbau den Baubehörden der Gemeinden oblag, trennte man nach 1918 hoheitliche und privatwirtschaftliche Aufgaben. Träger und Vorreiter des neuen sozialen Wohnungsbaus wurden in erster Linie die von den Ländern und Kommunen geschaffenen Wohnungsunternehmen. Hinzu kamen die Wohnungsbauvereinigungen mächtiger gesellschaftlicher Organisationen, wie Gewerkschaften und Beamtenverbände. Die

alten und neuen Genossenschaften und der Werkwohnungsbau nahmen als dritte Säule der gemeinnützigen Wohnungswirtschaft an dem Förderungsprogramm teil.

Dennoch bleibt festzuhalten, daß die gemeinnützigen Wohnungsunternehmen bei weitem nicht den größten Anteil am öffentlich geförderten Wohnungsbau hatten. Mehr als die Hälfte der öffentlichen Förderung wurde von privaten Bauherren in Anspruch genommen.

5. Die Elemente der Gemeinnützigkeit im Wohnungswesen wurden der Nachkriegssituation entsprechend weiterentwickelt. Sie waren ausformuliert und wurden bereits angewendet, lange bevor der Staat für die gemeinnützigen Wohnungsunternehmen eine gesetzliche Regelung schuf (1931).

Die wesentlichen Elemente sind:

- Beschränkung der Tätigkeit der gemeinnützigen Wohnungsunternehmen auf den Wohnungsbau; für ergänzende Wirtschaftsaktivitäten (beispielsweise Gewerbebau, Schulbau etc. in Verbindung mit der Errichtung einer Wohnsiedlung) waren Ausnahmegenehmigungen erforderlich. Andere Wirtschaftsaktivitäten waren nicht zulässig.
- Preisbegrenzung für Dienstleistungen, Nutzungsentgelte (z. B. Mieten) auf die Gesteuerungskosten (einschließlich angemessener Eigenkapitalverzinsung).
- Beschränkung der Dividenden für den Gesellschafter auf 4 v. H. Darüber hinaus erwirtschaftete Erträge (die nicht verboten waren) mußten in den Wohnungsbau investiert werden.
- Im Falle der Auflösung oder des Verkaufs des Unternehmens war der Erlös wieder dem Wohnungsbau zuzuführen.

Zwischenbemerkung:

Nach Aufhebung der gesetzlichen Regelung der Wohnungsgemeinnützigkeit 1990 haben viele, insbesondere die öffentlichen Gesellschafter ihre Unternehmen durch novellierte Unternehmenssatzungen weiterhin zu gemeinnützigem Verhalten verpflichtet. Die für den Gesellschafter lästige Pflicht zur Reinvestition des Verkaufserlöses einer Gesellschaft in den privilegierten Zweck ist jedoch entfallen. Erst seitdem lohnt sich für den Gesellschafter der Verkauf ei-

ner ehemals gemeinnützigen Gesellschaft. Erst seitdem kann ein Kämmerer den Verkaufserlös zur Deckung von Haushaltslücken einsetzen. Wir müssen befürchten, daß der in 75, 80 Jahren entstandene „öffentliche“ Wohnungsbestand wegen kurzfristiger Haushaltsprobleme verschachert wird, wie z. Z. in Berlin.

6. Die großen zivilisatorischen Leistungen der Stadt- und Landesentwicklung gehen aber weit über den Sektor des Wohnungs- und Siedlungsbaus hinaus:

In wenigen Jahren wurde unter schwierigen Bedingungen nachgeholt, was in der vergleichsweise reichen Vorkriegsära unerledigt geblieben war:

- Stadthygienische Vorhaben der technischen Infrastruktur für Wasserversorgung, Kanalisation und Abwasserreinigung
- Große Verkehrsprojekte insbesondere des öffentlichen Personalnahverkehrs
- die Verbesserung der Lebensbedingungen der Stadtbewohner durch Anlage von Grünzügen, Parks, Sport- und Erholungsmöglichkeiten
- der Bau von Schulen aller Art, Kindertagesstätten und anderen Einrichtungen der sozialen Infrastruktur
- der Ausbau des Hochschulwesens und der berufsbildenden Schulen

Die Verbindungen der großen Wirtschaftsräume untereinander durch Straße, Schiene und Wasserweg wurden modernisiert oder gar ganz neu gestaltet. Nicht Hitler hat die Autobahnen erfunden – die Hansalinie von Hamburg über Bremen und Köln nach Basel ist bereits in der Weimarer Republik trassiert, durch Grunderwerb vorbereitet und zu bauen begonnen worden.

Schließlich erhielten Stadtregionen, wie die Städte des Ruhrsiedlungsverbands, Hamburg und insbesondere Berlin durch planmäßigen Ausbau und Verknüpfung der verschiedenen schienengebundenen ÖPNV-Systeme (U-Bahn, S-Bahn, Straßenbahn) hochleistungsfähige, elektrisch betriebene Urban-Transport-Systeme für Kernstadt und Region, die es außerhalb Deutschlands allenfalls im

Großraum London, aber sonst noch nirgends in der Welt gab.

In Jubiläumsbänden, die 10 Jahre nach Gründung der Republik hier und da erschienen, z. B. „10 Jahre neues Altona“ kann man sich von der stolzen Leistungsbilanz der Städte noch heute beeindrucken lassen.

1933 – 1945

Es ruft immer wieder entsetztes Staunen hervor, mit welcher Geschwindigkeit die Nazis aus der Republik den totalitären Führerstaat des „Dritten Reichs“ machen und alle „checks and balances“ außer Kraft setzen konnten – und es beschämt, wie beflissen ihnen fast überall zugearbeitet wurde, oft in vorauseilendem Gehorsam, häufig aus dem Motiv, die eigene Institution vor weiteren Eingriffen zu schützen.

Bereits in den ersten Monaten nach Hitlers Machtantritt sind die Parlamente auf allen Ebenen aufgelöst oder umgeformt, die demokratischen Amtsträger entlassen oder in „Schutzhaft“ genommen, Nicht-„Arier“ und politisch aktive Demokraten aus öffentlichen Institutionen „entfernt“.

Der braune Terror, die Erhebung der SA zur Hilfspolizei, die Unterstellung der gesamten Polizei des Reiches und Preußens unter die SS treiben viele politisch Mißliebige in die Emigration, machen jeden Verfolgten schutzlos und vogelfrei.

Deutschland verliert so bereits im ersten Jahr des „Dritten Reichs“ die intellektuellen, künstlerischen und politischen Eliten der Republik; Ende 1933 sind mehr als 100.000 politische Gefangene in provisorischen Konzentrationslagern inhaftiert, von den vielen Einschüchterungsverhaftungen gar nicht zu reden.

Anfang Mai 1933 werden die Gewerkschaften entmachteter, ihr Vermögen enteignet, fast alle ihre Einrichtungen in der DAF „gleichgeschaltet“. Ebenfalls im Mai 1933 wird die KPD, im Juni die SPD verboten, die übrigen Parteien müssen sich auflösen; durch „Gesetz“ wird die Neugründung von Parteien verboten. Damit waren in kürzester Frist alle potentiellen Gegner des Regimes erledigt, noch ehe sie sich hätten zum Widerstand organisieren können.

Das Erbe des Nazistaats:

- 55 Mio. Tote
- Ein großer Teil Europas zerstört.
- Deutschland vernichtet, zerstückelt, geteilt, fremder Willkür ausgeliefert.
- Die Nation, der das Ausmaß der in deutschem Namen angerichteten Greuel erst allmählich bewußt wird, verstört, verstockt, verunsichert.
- Sprache, Kultur, Wertekanon durch Nazi-Mißbrauch korrumpiert, besudelt, verhunzt: München-Dachau, Berlin-Sachsenhausen, Hamburg-Neuengamme, Weimar-Buchenwald werden von nun an unzertrennliche Begriffspaare sein.
- Große Teile der Industrie und Infrastruktur, 20 % des Wohnungsbestands sind vernichtet, vor allem in den Städten.
- Die historischen Stadtkerne vieler Städte sind zerstört; die in den Städten Stein gewordene Geschichte und Kultur von Stadt, Region, Nation, das historische Gedächtnis unseres Landes ist ausgelöscht. Nicht nur bei uns, sondern durch unsere Schuld auch in anderen Ländern, aber doch vor allem in Deutschland:
- Der stadträumliche und architektonische Reichtum von in Jahrhunderten gewachsenen Stadtkunstwerken wie Dresden, Nürnberg und Würzburg, wie München, Stuttgart, Köln oder Frankfurt, wie Hamburg und Bremen, wie Magdeburg und Dessau, Braunschweig und Hildesheim ist auf immer verloren.
- Vor allem haben wir Köpfe verloren – der Aderlaß durch Vertreibung, Vernichtung in Lagern und Gefängnissen, Tod an der Front, im Bombenkrieg oder in der Gefangenschaft, hat uns der Menschen beraubt, die wir in der Not nach Kriegsende dringend gebraucht hätten.
- Der Verlust an Köpfen trifft auch unsere „Branche“:
Viele exzellente Architekten, Ingenieure, Stadtplaner, Stadtbauräte, Chefs von Wohnungsunternehmen verlieren ihr Tätigkeitsfeld; viele emigrieren.
- Was am schwersten wiegt – von Nazi-Deutschland ist der Völkermord an den Juden Europas

ausgegangen – der erste Versuch in der Menschheitsgeschichte, ein ganzes Volk systematisch auszurotten. Die gerade in und für Deutschland so fruchtbare Wechselwirkung zwischen jüdischen und nichtjüdischen Deutschen war damit beendet. Gebraucht als Nation durch den vorsätzlichen Mord an 6 Mio. Juden von staatswegen werden wir noch lange brauchen, diesen Teil unserer Geschichte wirklich anzunehmen und nicht mehr zu verdrängen und Lehren daraus zu ziehen für unser Verhältnis zu den vielen unterschiedlichen gesellschaftlichen Gruppen in unserem Land, ob sie sich nun als ethnische oder religiöse Gemeinschaften definieren. Die Diskussion um ein Holocaust-Mahnmal an prominentem Standort in Berlin zeigt, wie schwer wir uns noch jetzt, 55 Jahre danach, tun.

1945 – 1960

Die Aufgabe, vor der die Kollegen der Aufbaugeneration 1945 standen, war ohne Beispiel:

Hillebrecht beschreibt die Beispiellosigkeit dieser Situation 10 Jahre nach Kriegsende mit dem Hinweis: „Nicht nur Deutschland, sondern auch die übrigen europäischen Länder besaßen keine Erfahrungen hinsichtlich des Aufbaus von Städten, über die ein Luftkrieg mit seinen umfassenden und tiefgreifenden Zerstörungen hinweggegangen war.“ (6)

Und dennoch gab es in Ländern wie England, Holland, Frankreich, die Erkenntnis, „...daß einmalige und ungewöhnliche Katastrophen auch einmalige und ungewöhnliche Maßnahmen erfordern und rechtfertigen, um ihrer Herr zu werden.“ (7) Solche Maßnahmen wurden dann auch unverzüglich ergriffen – in England seit 1942 durch Erarbeitung einer weitsichtigen Gesetzgebung für den Wiederaufbau von einmaligem, dem Umfang der Katastrophe entsprechend radikalen Charakter, in anderen west- und osteuropäischen Ländern mit Tätigwerden der neuen Regierungen nach der Befreiung.

In Deutschland gab es zwar den von Speer 1943 ins Leben gerufenen „Wiederaufbaustab für die zerstörten Städte“ – doch war dies „ein loses Fachgremium ohne verwaltungsmäßige Funktionen, dessen Tätigkeit die Kriegsentwicklung lahmlegte, bevor sie recht begonnen hatte.“ (8)

In Deutschland vergingen seit Kriegsende vier wertvolle Jahre, bis nach der Währungsreform zwei deutsche Staaten entstanden waren, die sich in einer länderübergreifenden Weise des Wiederaufbaus annehmen konnten.

Welchen Leitbildern folgte man?

Hillebrecht formuliert das Modellbild der Neuen Stadt so:

„Das Dienbarmachen von Natur und Materie zum Wohle des Menschen und zur Erhöhung des Menschlichen ist das Anliegen des modernen Städtebaus und hierin unterscheidet sich Motiv und Form der neuen Stadt wesentlich von allen anderen vorangegangenen Modellen und Ausführungen, die den Menschen und sein Haus mehr oder weniger als Objekt und als Gestaltungselement zur Ehre Gottes, seiner Stellvertreter oder des Staates als Nachfolger Gottes verwendeten.

Das Modellbild der neuen Stadt wird vom Individuum und seiner freien Gemeinschaft bestimmt.“ ... „Der übergeordnete Ordnungsbegriff ist das freiheitliche Zusammenleben in Gemeinschaft ohne Unterordnung unter den Zwang einer Macht, ob sie sich nun in herrschenden Gruppen, dem Staat oder in anonymen Kräften, wie Kapital und Organisation darstellt.“ ... „So entsteht die Vorstellung von Wohnsiedlungen als in sich ruhenden Wohngemeinschaften kleinerer Größenordnung bis zu etwa 10.000 Einwohnern, die nachbarschaftliches Leben, Denken und Handeln erlauben.“ (9)

Diese neue Stadt findet ihre systematische Darstellung im Modell der gegliederten und aufgelockerten Stadt von Göderitz u. a. (10), später im Modell der polizentrischen Stadt Müller-Iboldts und ihren praktischen Niederschlag in den Flächennutzungsplänen vieler deutscher Städte.

Freilich spielt in diesen Modellen auch der Haß der damaligen Planer- und Architektengeneration auf die Mietskasernenstädte des 19. Jahrhunderts seine Rolle; die Chance, diese durch den Luftkrieg stark beschädigten Strukturen für immer zu beseitigen, wird bei vielen Wiederaufbauplänen genutzt.

Was ist unser Erbe aus dieser Zeit?

1. Bereits Ende der 40er Jahre äußerte Roland Rainer die Befürchtung, „...daß die zerstörten Städte als Ganzes, als Umwelt für das tägliche Leben ihrer Menschen ähnlich fehlerhaft wieder erstehen, wie sie bisher waren.“ (11) Seitdem ist von den „verpaßten Chancen“ beim Aufbau unserer Städte die Rede, die selbst von Hillebrecht eingeräumt werden:

Er beklagt schon 1957, daß es den Städtebauern allein überlassen blieb, „...das Modellbild der neuen Stadt zu entwerfen, obwohl das eine Aufgabe von wahrhaft universalem Charakter war, die ... ein team-work von Philosophen und Politikern, Sozial-

wissenschaftlern und Pädagogen, Hygienikern und Ärzten, Künstlern und Technikern vieler Branchen, Ökonomen und Juristen verlangte ...“ und im gleichen Aufsatz: „Der entscheidende Grund für den Verlauf unseres Aufbaus ... ist der Mangel an politischer Einsicht in die Zusammenhänge und in die Notwendigkeit außergewöhnlicher Maßnahmen zur Behebung außergewöhnlicher Katastrophenzustände.“

Er verneint die Frage: ...„Gibt es überhaupt eine Aufbaupolitik für die Städte, eine Politik, die für die rechtlichen und finanziellen Grundlagen gesorgt hätte, ohne die eine Neuordnung der Städte Stückwerk bleiben muß?“ (12) Und noch 1974 stellt er fest: „Sicher war es als vordringliche Aufgabe anzusehen, für die Wiederherstellung der zerstörten Gebäude zu sorgen. Aber dies war ausschließlich eine quantitative Aufgabe. (!) ... Die qualitative Aufgabe, wirtschaftlich, sozial und kulturell Gültiges für Gegenwart und Zukunft zu schaffen, wurde dabei nicht gesehen oder zumindest unterschätzt. Die qualitative Aufgabe stellte das eigentliche Problem des Aufbaus dar.“ (13)

Wenn schon Hillebrecht sein Werk und das seiner Kollegen so kritisch beurteilt, was sollen wir dann sagen? Ich meine, wir Heutigen müssen der Aufbau-Generation großen Respekt zollen. Die robusten Konzepte, die für den Neuaufbau der zerstörten Städte entwickelt wurden, der Modernisierungsimpuls für die technischen Infrastrukturen, das Raum-Lassen für spätere Entscheidungen neuer Nutzer und für neue Architekturen haben unseren Städten bis jetzt Zukunft ermöglicht.

Mindestens ebenso wichtig waren die praktischen „Städtebauschulen“, die in der Baubehörde Hamburg durch Hebebrand, in Hannover durch Hillebrecht, in Düsseldorf durch Tamms und in vielen anderen Großstadtverwaltungen mehr entstanden als eingerichtet wurden:

Diskussionsforen für die kritische Auseinandersetzung mit den vielen Facetten der Stadtplanung und des Aufbaus in dieser Zeit, aber auch Pflanzstätten für die praktische Aus- und Fortbildung ganzer Generationen von Stadtplanern, die nach Bewährung in dieser „Schule“ für Führungspositionen in anderen Stadtverwaltungen fit waren.

Die lebendige Diskussion der Tagesarbeit und ihrer über den Tag hinausreichenden Herausfor-

derungen ermöglichte es, die geltenden Stadtentwicklungspläne aus Anlaß jeder ernst gemeinten Kritik zu überprüfen, ggf. zu korrigieren und fortzuschreiben:

Hier sei nur auf das Beispiel der in Hamburg berufenen „Unabhängigen Kommission“ verwiesen, deren Mitglieder, unabhängige Fachleute aus vielen Bereichen, den kritischen Dialog zwischen Planung und „Lebenswirklichkeit“ professionalisierten.

Wir verdanken den vielen handelnden Kollegen dieser Epoche also nicht nur den Neuaufbau unserer Innenstädte, der nur in wenigen Fällen so mißlingt wie in Magdeburg, sondern auch die Heranbildung hervorragender Fachleute und im Westen die Entwicklung von Planverfahren, die offen waren für den kritischen Dialog – eine Planungskultur also, die sich an den mündigen Bürger wandte und die sich folgerichtig in den später kodifizierten Beteiligungsverfahren unseres Planungsrechts niederschlug.

Zwischenbemerkung:

Wenn ich heute das Stichwort von der verpaßten Chance höre, dann bedaure ich nur eines, daß wir nicht den Mut unserer europäischen Nachbarn gehabt haben, aus den Ruinen wichtiger historischer Bezirke unserer Innenstädte die Identität stiftenden Stadträume mit ihren alten Fassaden wieder erstehen zu lassen, so wie es in Danzig und Warschau, in St. Malo und Reims, in Pisa, Padua und Florenz möglich war.

Und auch das muß gesagt werden: Es war keineswegs das Privileg des Ulbricht-Regimes in der DDR, mit der wenn auch beschädigten bauhistorischen Substanz banausisch umzugehen: Im gleichen Jahr 1960, fast im gleichen Monat, wurden die ausgebrannten Stadtschlösser in Potsdam und in Braunschweig gesprengt – vor allem, um dem Verkehr Platz zu machen.

2. Im Wohnungsbau gelingt es der Bundesrepublik, durch öffentliche Förderung der Instandsetzung der kriegsbeschädigten Bestände und des Wohnungs-Neubaus die große Wohnungsnot der ersten Nachkriegsjahre soweit zu mildern, daß schon in der ersten Hälfte der 50er Jahre die Zugangsbeschränkungen zwischen den Besatzungszonen, später zwischen den Bundesländern aufgehoben werden können.

Im Gebiet der BRD wohnten vor Kriegsbeginn knapp 40 Mio. Einwohner, 1950 bereits knapp 48 Mio., 1960 55 Mio., 1970 60 Mio. Menschen. Bei Kriegsende stehen der Bevölkerung 9 Mio. Wohnungen zur Verfügung; 1950 mit Erlaß des 1. Wohnungsbau-Gesetzes, wird der Fehlbestand auf ca. 6 Mio. Wohnungen geschätzt, „wobei die vor Beginn des Krieges bestehende Unterversorgung unberücksichtigt blieb.“ (14)

In den Jahren von 1950 bis 1970 wächst die Zahl der Haushalte von 15 auf 22 Mio., die Zahl der zur Verfügung stehenden Wohnungen von 10 Mio. auf 20 Mio. Wohneinheiten.

Die Wohnungsnot der 50er, der Wohnungsmangel der 60er Jahre bleiben ganz oben auf der politischen Tagesordnung der Bundesrepublik, die Wohnungsbauförderung eine der Hauptaufgaben des Staates, geregelt seit 1950 im Ersten, seit 1956 im Zweiten Wohnungsbauförderungs-Gesetz, dessen wesentliche Inhalte trotz vielfacher Ergänzungen und Novellierungen noch heute in Kraft sind.

3. Die Wohnungsbauförderung wurde aufgrund der Erfahrungen aus der Weimarer Republik wie folgt gestaltet:

– Jeder Bauherr hatte Zugang zu Wohnungsbauförderungsmitteln, es gab – im Gegensatz zu der Regelung in anderen westeuropäischen Ländern – keine privilegierten Bauherrn für den Sozialen Wohnungsbau.

– Die Wohnungsbauförderung war zunächst die „klassische“ Objektförderung, d. h. die Investition des Bauherrn wurde subventioniert und zwar bis 1969/70 durch zinsverbilligte Baudarlehen, ausgereicht durch die Wohnungsbaukreditanstalten der Länder. Nach Rückzahlung der öffentlichen Darlehen erlosch der Status Sozialwohnung, d. h. nach ca. 40 Jahren – in Erwartung eines dann ausgeglichenen Wohnungsmarktes. – Voraussetzung für die Gewährung von Fördermitteln war die Einhaltung bestimmter Standards in Bezug auf Größe und Mindestausstattung der Wohnungen und die Einhaltung enger Kostengrenzen, die freilich im Zuge der Geldwertentwicklung und der Kostenexplosion im Bauwesen ständig angepaßt werden mußten.

Voraussetzung war außerdem die Verpflichtung des Bauherrn von Mietwohnungen, diese Wohnungen nur solchen Haushalten zu überlassen, die nach Einkommen und Haushaltsgröße be-

rechtigt waren zum Bezug einer Sozialwohnung und hierfür nur die durch den Fördergeber festgesetzte Mietermiete zu verlangen.

– Abweichend von den Regelungen der Weimarer Republik wurde die Wohnungsbauförderung völlig abgekoppelt von der Erhebung bestimmter Abgaben wie der Hauszinssteuer in den 20er Jahren:

Die Fördermittel waren nunmehr aus den ordentlichen Haushalten des Bundes und der Länder zu finanzieren. Und noch eine Besonderheit: Die konservativ-bürgerlichen Regierungen der ersten Legislaturperioden der BRD legten den gesetzgeberischen Schwerpunkt auf die Förderung des Eigenheims, obwohl bis weit in die 70er Jahre der Schwerpunkt beim Mietwohnungsbau lag.

4. Institutionelle Bauherrn in der BRD sind in den ersten Jahren vor allem die gemeinnützigen Wohnungsunternehmen, aber die bedeutendste Bauherrngruppe bilden doch die vielen Privatbauherrn, denen wir vor allem den Aufbau unserer Innenstädte in den 50er Jahren auf neugeordneten Parzellen verdanken. Hierfür boten die Aufbau- und Umlegungsgesetze der Länder die rechtliche Handhabe, moderiert häufig durch Mitarbeiter der kommunalen Bau- und Planungsämter.

Seit Mitte der 50er Jahre spielt auch der Bau von Eigenheimen eine wichtige Rolle, der sich auf eine Jahresproduktion von 200.000 – 250.000 WE einpendelt.

5. Auch in der DDR werden große Wohnungsbauprogramme aufgelegt. Doch die politisch gewollte Diskriminierung des privaten Immobilieneigentums führt mangels Zuteilung der bewirtschafteten Baumaterialien zur systematischen Vernachlässigung der in Privatbesitz befindlichen Miethäuser, so daß der Verfall dieser Substanzen schon in den 50er Jahren einsetzt. Die Übersiedlung vieler Eigentümer nach Westdeutschland beschleunigt diesen Prozeß. Im Neubau werden beträchtliche Ressourcen für die aufwendigen Prestigebauten des „Nationalen Traditionalismus“ gebunden, die in Berlin in den Neubauquartieren um die „Stalinallee“ an die Stelle der Projekte des „Planungskollektivs“ um Prof. Scharoun treten, in allen anderen großen Städten der DDR an wichtigen Innenstadtstandorten realisiert werden. Die sonstige Neubauproduktion unterscheidet sich wenig von ähnlichen Projekten in Westdeutschland – es sind überwiegend 4geschossige Gebäu-

dezeilen aus Trümmerziegeln, später aus Hohlblocksteinen aus Ziegelsplitt, die auf freigeräumten Innenstadtf lächen und in Baulücken in den weniger zerstörten Vorstadtbezirken entstehen. Doch schon in der zweiten Hälfte der 50er Jahre experimentiert die DDR mit Vorfertigungssystemen französischer Herkunft, die in den 60er Jahren ihre technischen Kinderkrankheiten überwunden haben und nun auf breiter Front angewendet werden.

Berlin wird im Wettstreit der Systeme zum Schaufenster der beiden antagonistischen Machtblöcke. Die Bauausstellung der DDR in der Stalinallee beantwortet der Westen mit der Interbau 1957 im Westberliner Hansaviertel. Gegen das traditionalistische DDR-Konzept stellt der Westen den „Städtebau der offenen Bauweise“ – und sanktioniert mit der Interbau neben wenigen gelungenen Städtebauprojekten tausende medioker Zeilenbauquartiere, die inzwischen überall in Westdeutschland und Westeuropa entstanden sind.

Für uns heute sind viele dieser Nachkriegswohnungsbauten ein nicht unproblematisches Erbe: Die Quartiere haben einen hohen Bedarf an Instandsetzung und baulicher Verbesserung (Wärmedämmung, Schallschutz), sie erfordern aber auch häufig städtebauliche Ergänzung und Umgestaltung, um sie besser in ihre Umgebung zu integrieren.

1961 – 1989

Mit dem Bau der Mauer in Berlin wird die Teilung Europas mitten durch Deutschland perfekt, endet abrupt der Flüchtlingsstrom aus der DDR, aus dem die hungrige westdeutsche Wirtschaft bis jetzt ihren Arbeitskräftebedarf rekrutierte.

Seit Mitte der 60er Jahre werden Gastarbeiter für einen vermeintlich begrenzten Zeitraum nach Westdeutschland geholt. Bis zum vergangenen Jahr hat die deutsche Politik an der Fiktion von dem vorübergehenden Aufenthalt der Ausländer festgehalten und mit dieser Begründung den Menschen auch der 2. und 3. Generation das Bürgerrecht vorenthalten. Trotz des scheinheiligen Integrationsgedes wurde fast nichts zur faktischen Integration geleistet – außer von den Mitarbeitern der Wohnungsunternehmen und den Pädagogen in Kindergärten und Schulen.

1960 tritt das Bundesbaugesetz an die Stelle der bis dato geltenden Aufbaugesetze, das erstmals bundeseinheitlich das allgemeine Städtebaurecht umfassend regelt und dessen wesentliche Inhalte noch heute gelten. 1971 wird es durch das besondere Städtebaurecht nach dem Städtebauförderungsgesetz ergänzt. Beide Gesetze werden nach einer Reihe von Änderungen und Ergänzungen 1986 im Baugesetzbuch vereinigt, das nach der Wiedervereinigung in den 90er Jahren nochmals novelliert werden muß. Die Bedeutung dieses Gesetzeswerks für den Wohnungs- und Städtebau seit 1960 ist fundamental. Besonders fruchtbare Elemente sind die immer weiter entwickelte Mitwirkung der Bürger und die Abschöpfung von Wertsteigerungen an Grundstücken, die die Gemeinde in förmlich festgelegten Gebieten nach dem besonderen Städtebaurecht durch ihre Planung selbst bewirkt hat.

Die Wohnungsbauförderung wird komplettiert durch das Wohnungsbindungsgesetz (1965) und die Einführung des Wohngelds: Neben das Prinzip der Objektförderung und der starren Festschreibung von sogenannten Kostenmieten tritt dadurch das Element der flexiblen, auf die jeweilige Bedürftigkeit abgestellten Subjektförderung.

Die in den 60er Jahren überproportional steigenden Kosten für Bauleistungen führen zur ersten Finanzierungskrise des Sozialen Wohnungsbaus. Damit das Wohnungsbauvolumen gehalten werden kann, ohne zugleich die Fördermittel zu erhöhen, wird die bis 1969 geltende Baudarlehenförderung auf Aufwendungsdarlehen umgestellt – eine ungesunde, a priori auf Inflation spekulierende Finanzierungsart, die die Generationen der Kinder und Enkel mit dem Kapitaldienst für die Wohnungen der Eltern belastet, der erste Sündenfall des Wohnungsbauförderungssystems.

Da es in den meisten Bundesländern keine andere Finanzierung der Wohnungsbauförderung für Mietwohnungen gibt, sind insbesondere die kommunalen und landeseigenen Wohnungsunternehmen, durch ihre Gesellschafter an vielen developmentspolitisch wichtigen Standorten in die Baupflicht genommen, gezwungen, diese unglückliche Finanzierungsform zu akzeptieren.

Das System der indirekten Wohnungsbauförderung wird in dieser Periode so ausgebaut, daß Steuerentlastung suchende Kapitalanleger, in professionell gemanagten BGB-Gesellschaften oder Fonds organisiert, in dieser Periode zur stärksten Bauherrngruppe heranwachsen.

Die Rahmenbedingungen für das Bauen werden – zumindest in den Großstädten – immer komplizierter. Den vielen kleinen Privatbauherrn, in den 50er Jahren noch die größte Bauherrngruppe, wird das Kostenrisiko zu groß. Sie legen ihr Geld für die Alterssicherung lieber in solchen „Bauherrnmodellen“ an mit garantierter Ausschüttung und Steuerentlastungseffekt.

In den 60er Jahren beherrschen aber noch die gemeinnützigen Unternehmen, insbesondere die kommunalen und landeseigenen Wohnungsbaugesellschaften und die Neue Heimat-Gruppe das Feld.

Auf Initiative ehrgeiziger Bürgermeister und Stadtbauräte, auf Vorschlag ehrgeiziger Planer und ihrer gemeinnützigen Bauherrn entstehen bis zur Mitte der 70er Jahre überall in der Bundesrepublik die sperigen, ungeliebten Großsiedlungen – Großprojekte mit Hoch- und Großhäusern, die, kaum sind sie fertiggestellt und bezogen, schon Anlaß geben für unendliche Folgen von Sorgen, Problemen und Nachbesserungen aller Art, mit denen wir uns bis auf den heutigen Tag herumschlagen.

Gleichzeitig mit dem so markierten „Ende der Bescheidenheit“ in Deutschland erscheinen die ersten kritischen Stimmen zu den städtebaulichen Ergebnissen der Nachkriegsjahre:

Pflichtlektüre für jeden Planer in dieser Zeit:

- 1961 Hans Paul Bahrdt:
Die moderne Großstadt, soziologische Überlegungen zum Städtebau
- 1961 Jane Jacobs:
Tod und Leben großer amerikanischer Städte
- 1964 Wolf Jobst Siedler u. a.:
Die gemordete Stadt
- 1965 Alexander Mitscherlich:
Die Unwirtlichkeit unserer Städte
– Anstiftung zum Unfrieden
- 1970 verschieden Autoren,
u. a. Wolfgang Pehnt:
Umwelt aus Beton oder unsere unmenschlichen Städte

Die Reihe ließe sich allein für die 60er Jahre ohne Mühe erweitern.

– Die Einsicht, daß diese Kritik berechtigt ist, gibt hier und da Anlaß, die noch nicht zuende geplanten Folgeabschnitte begonnener Großsiedlungen zu überprüfen; ganz selten gelingt es, Änderungen durchzusetzen.

– Neue Projekte werden unter Berücksichtigung der Erkenntnisse aus solcher Kritik entwickelt – Nach „Osdorfer Born“ folgen in Hamburg „Steilshoop“ und „Mümmelmannsberg“: Projekte, wo der quasi traditionell gestaltete öffentliche Raum von Straße und Platz das Bild der Siedlung bestimmt, mittelhohe Bauweise vorherrscht in straßenbegleitender Blockrandbebauung, aber fast nur Mietwohnungen des Sozialen Wohnungsbaus errichtet wurden. In der nächsten Phase folgen Projekte wie „Billwerder-Allermöhe“ mit ihren strengen Gestaltungskriterien, die die Vielfalt unterschiedlicher Wohn- und Eigentumsformen, Bauherrn, Architekten entlang „schön“ gestalteter öffentlicher Räume bändigen sollen.

– Andere Kollegen in Ämtern, in Unternehmen oder Architekturbüros wenden sich vom Wohnungsneubau ab und widmen sich lieber den seit den 60er Jahren beginnenden Aufgaben der Stadterneuerung.

– Von Flensburg bis Konstanz wetteifern die Gemeinden der alten Bundesrepublik um die Städtebauförderungsmittel von Bund und Ländern. Die historischen Stadtzentren der vom Krieg verschonten Klein- und Mittelstädte, Stadtteile des 19. Jahrhunderts in den Großstädten und Westberlin, Bergarbeitersiedlungen und barocke Bürgerhäuser werden mit Hingabe und wachsender Kompetenz „saniert“:

Wir lernen den behutsamen Umgang mit den Menschen vor Ort und ihren Bedürfnissen; Architekten und Ingenieure, Bauverwaltungen, Denkmalschutzbehörden und Wohnungsbauunternehmen als Sanierungs- und Entwicklungsträger werden Experten im Umgang mit den komplexen Querschnittsaufgaben der Stadterneuerung und Stadtentwicklung.

Unser Erbe aus diesen 30 Jahren:

- Ein umfassendes System planrechtlicher Instrumente für jede nur denkbare Planungs- und Entwicklungsaufgabe.
- Eine hochentwickelte Planungskultur der Bürgerbeteiligung und Konsensfindung, für die allerdings dem Bauherrn viel Geduld, viel Zeit und viel Geld abverlangt wird.

- Die Wiedergewinnung vieler hundert historischer Stadtteile und Ortszentren durch öffentliche Stadterneuerungsprogramme, die weit über die Sanierungsgebiete hinaus Wirkung zeigen, ein Mehrfaches an privatem Geld mobilisieren und zugleich Mittelstandsförderung, Arbeitsbeschaffung und Steuerschöpfung bewirken.
- Ein differenziertes Angebot öffentlich geförderter Mietwohnungen unterschiedlichster Förderwege, gemischt mit steuerbegünstigten und Eigentumswohnungen, spätestens seit Mitte der 70er Jahre in sympathisch gestalteten Quartieren hoher Wohnqualität.
- Allerdings sind unser Erbteil auch die ungeliebten Großsiedlungen der 60er und 70er Jahre, über die zum Ende der 80er Jahre bereits die erste Welle der Betonsanierung und „Wohnumfeldverbesserung“ hinweggegangen ist und wo erste Versuche von „Stadtteilmanagement“, Bewohnerbeteiligung, Mietermitwirkung stattfinden.
- Schließlich die große Krise der öffentlichen Wohnungsbauförderung, die sich angesichts eines hohen Anteils von sogenannten „Fehlbelegern“ im Bestand als System gigantischer Fehlsubventionierung erweist, an dessen Symptomen mit staatlich verordneten „Fehlbelegungsabgaben“ herumgedoktert wird, weil der politische Mut zur grundlegenden Reform des Systems fehlt.
- Die von Ausländern bevorzugten Stadtviertel erhalten trotz bürokratischer Gegenmaßnahmen weiteren Zuzug von Landsleuten, was seit den 80er Jahren mehr und mehr deutsche Haushalte zum Fortziehen veranlaßt. Ethnische Inseln entstehen, auf die Politik und Gesellschaft mit ohnmächtiger Integrationsbeschwörung reagieren.
- Am Ende dieser Epoche steht die Abschaffung des Wohnungsgemeinnützigkeitsgesetzes, das im Zuge der Steuerreform von 1988/89 die gesetzlichen Beschränkungen der gemeinnützigen Unternehmen und die dafür gewährte Steuerbefreiung aufhebt. Die Eigentümer der gemeinnützigen Wohnungsbaugesellschaften können seitdem die Unternehmen privatisieren.

1990 – 1999

Mit der Wiedervereinigung steht Deutschland vor der Aufgabe, die gigantischen Defizite eines Staatsbankrotts zu übernehmen, seine Ursachen (Planwirtschaft, Staatseigentum aller Produktionsmittel etc.) zu beseitigen, nach der 40jährigen Alleinherrschaft der SED die parlamentarische Mehrparteien-Demokratie einzuführen und der Bevölkerung den abrupten Übergang in die Soziale Marktwirtschaft so wenig schmerzhaft wie möglich zu gestalten.

Der Verwaltungsaufbau der neuen Länder und die Neuordnung der Kommunal- und Kreisverwaltungen mit den umfangreicheren Kompetenzen der Gemeindeebene sind längst abgeschlossen, die Entflechtung und Reprivatisierung der „volkseigenen“ Betriebe beendet, die Erneuerung der Verkehrswege, der Energieversorgung und anderer Landesinfrastrukturen weit fortgeschritten.

Die ostdeutsche Bevölkerung hat über den komfortablen Umtausch ihrer Geldvermögen im Gegensatz zu den Menschen in den östlichen Nachbarstaaten nicht verloren und durch Rentenanpassung und Tarifvereinbarungen ein fast gleichwertiges Einkommensniveau wie die Landsleute im Westen erreicht.

Trotz dieser gewaltigen Leistung bleibt ein Produktivitäts-, Wohlstands- und Vermögensgefälle, das zwar abnimmt, aber sicher erst langfristig überwunden sein wird. Das bedeutet – im Sinne des Verfassungsauftrags, gleichwertige Lebensverhältnisse in allen Teilen Deutschlands zu gewährleisten – daß noch für lange Zeit große Anstrengungen nötig sind, um das Aufbauwerk Ost zu vollenden, die mehr als doppelt so hohe Arbeitslosigkeit und den Produktivitätsrückstand im Osten abzubauen. Die Ungeduld der Menschen in den neuen Bundesländern und die behauptete „Gerechtigkeitslücke“ schlagen sich zur Zeit in den Wahlergebnissen nieder – Alarmzeichen, die wir um des sozialen Friedens willen nicht übersehen dürfen.

„Ruinen schaffen ohne Waffen“ – auch von dieser ironisch-sarkastischen Devise haben sich Hunderttausende DDR-Bürger im Herbst 1989 mobilisieren lassen, dem weiteren Niedergang ihrer Städte, Einhalt zu gebieten durch eine Reform des Staates an Haupt und Gliedern.

Die Erneuerung der heruntergekommenen Innenstädte, die Instandsetzung und Modernisierung von Millionen jahrzehntelang vernachlässigter Wohnungen des Vorkriegsbestandes, die umfassende Verbesserung der Lebensbedingungen in den großen unvollendet gebliebenen Plattenbaustadtteilen wa-

ren und sind denn auch nach wie vor eine der Hauptaufgaben der Gegenwart.

Heute würde ich folgendes Resümée über die 10 Jahre seit der Wende ziehen:

- die Eigentumsregelungen des Vermögensgesetzes nach dem Prinzip „Rückgabe vor Entschädigung“ haben in den Innenstädten der neuen Länder eine verhängnisvolle Blockade zur Folge gehabt, da bis zur Klärung der Ansprüche die kleinteilig parzellierten Grundstücke in den Stadtzentren praktisch nicht verfügbar waren.
 - Dem weiteren Verfall der Bausubstanz, dem Exodus oder gar Exitus des qualifizierten Dienstleistungs- und Einzelhandelsgewerbes am traditionellen Standort und dem Entstehen riesiger Einkaufszentren auf der grünen Wiese wurde damit Vorschub geleistet: eine Entwicklung, die für viele mittlere und große Städte einen lang anhaltenden Verlust an Attraktivität und Steuerkraft bedeutet. Rechtzeitig entwickelte alternative Lösungsvorschläge, gerade auch aus dem Mitgliederkreis dieser Akademie, die den Vorrang der Eigentumsrückgabe nicht in Frage stellten, aber Übergangsregelungen für einen begrenzten Zeitraum vorsahen, wurden im fernen Bonn leider nicht zur Kenntnis genommen. (15)
 - Die Weiterentwicklung unseres Bau- und Planungsrechts ist dagegen ein Erfolg:
 - Die noch in der alten Bundesrepublik entwickelte Erweiterung des besonderen Städtebaurechts um die wiedereingeführte Entwicklungsmaßnahme, nun aber in gemeindlicher Zuständigkeit, und die kontraktuellen Elemente des Städtebaulichen Vertrages sowie der für die neuen Bundesländer entwickelte Vorhaben- und Erschließungsplan sind hilfreiche Instrumente, die unser Städtebaurecht sinnvoll ergänzen.
 - Die Stadterneuerung nach westdeutschem Vorbild, zunächst über 10 Pilotprojekte, dann flächendeckend in den neuen Bundesländern eingesetzt, scheint mir ebenfalls eine Erfolgsstory zu sein. Allerdings muß eingeräumt werden, daß die Blockade anhängiger Restitutionsverfahren und die deshalb mangelnde private Investitionsbereitschaft den Prozeß der Stadterneuerung gebremst, in von Abwanderung betroffenen Notstandsgebieten fast zum Erliegen gebracht hat. Darüber hinaus fällt es vielen Gemeinden schwer, ihren Pflichtanteil an der Finanzierung aufzubringen.
 - Eine besondere Herausforderung stellen die in Großtafel-Bauweise errichteten riesigen Neubau-
- stadtteile dar. Im Gegensatz zu der Situation in Westdeutschland wohnten zu DDR-Zeiten in diesen Großsiedlungen die Eliten des Landes, so daß es zunächst keine Stigmatisierung dieser Stadtteile gab. Mit der Möglichkeit, die eigenen Wohnvorstellungen in einem schnell sich differenzierenden Markt unterschiedlichster Angebote zu verwirklichen, verlassen jetzt viele Haushalte diese Wohngebiete. Es wird zunehmend schwieriger, Mieter für diese Neubaugebiete zu finden.
- Die Maßnahmen zur umfassenden Aufwertung dieser Stadtteile haben dazu beigetragen, die Wohn- und Lebensverhältnisse dort zu verbessern und viele Menschen zum Bleiben zu ermutigen. Doch dieser Prozeß ist noch nicht abgeschlossen, die „Plattenbau“-Stadtteile bedürfen auch weiter der Zuwendung und Förderung, um ihr Wohnungsangebot in entspannten Märkten konkurrenzfähig zu halten. Andererseits kann man in Berlin-Hellersdorf oder Leipzig-Grünau sehen, welche Potentiale in diesen Stadtteilen stecken. Hier ist zugleich ein Arbeitsfeld, das uns für ähnliche Aufgaben in den früheren RGW-Staaten zu gesuchten Gesprächspartnern und Dienstleistern macht.
 - Ich beende den Überblick über diese Epoche mit der Feststellung, daß wir heute zum ersten Mal in diesem Jahrhundert überall in Deutschland entspannte Wohnungsmärkte haben – nach 150 Jahren Wohnungselend, Wohnungsnot, Wohnungsmangel.

Ausblick

Für die Zukunft unserer Städte sind die nächsten Herausforderungen bereits erkennbar:

- Entspannte Wohnungsmärkte ermöglichen die Verwirklichung lange aufgestauter individueller Wohnwünsche. Hohe Mieterwechselraten von 10 % und mehr zeigen an, daß diese Chance wahrgenommen wird. Die regionale, soziale und ethnische Segregation der Bevölkerung nimmt zu.
- In vielen Neubaustadtteilen der Nachkriegszeit verändert sich die Sozialstruktur dramatisch: Haushalte mit gesichertem Einkommen wandern ab, Arbeitslose, Sozialhilfeempfänger, Ausländerfamilien mit nicht ausreichendem eigenen Einkommen ziehen zu. Die Wohnungsunternehmen werden mit den wachsenden sozialen Problemen in diesen „überforderten Nachbarschaften“ allein nicht fertig. Integrative Programme sind nötig, um

Sozialarbeit, Gemeinwesenarbeit, Stadtteilmanagement und Wohnumfeldverbesserung zu bündeln.

- Das Bemühen, die großen Großsiedlungen als Wohnstandort attraktiv zu erhalten, darf nicht nachlassen: Durch Schaffung moderner Arbeitsplätze hier, durch bauliche Ergänzung von Eigenheimquartieren im Einzugsbereich, durch Ansiedlung renommierter Ausbildungsstätten und attraktiver Freizeiteinrichtungen müssen diese Stadtteile vervollständigt werden, Die Franzosen haben es uns in ihren Nouvelles Villes vorgemacht. Berlin-Hellersdorf ist ein deutsches Beispiel, das zu gelingen scheint.
- Unsere Anstrengungen zur „Nachhaltigen Stadtentwicklung“ müssen verstärkt werden. Flächenmanagement zur Reduzierung des Flächenverbrauchs und zum Recycling von Stadtbrachen, eine geordnete Entwicklung der Stadtränder und eine bessere Steuerung der Suburbanisierungsprozesse im Umland großer Städte gehören ebenso dazu, wie intelligente Konzepte zur Reduzierung des Energieverbrauchs und des Verkehrs sowie zur ressourcenschonenden Steuerung des regionalen Stoffaustausches.
- Die Bemühungen um kompaktere bauliche Strukturen in den Städten können zugleich dazu dienen, verwahrloste Restflächen wieder in Nutzung zu bringen und so auch die Stadtgestalt zu verbessern. Das Berliner „Planwerk Innenstadt“ ist ein erstes Beispiel für solche Konzepte.
- Da in den nächsten Jahren kaum neue Mietwohnungen mehr gebaut werden, wächst die Bedeutung des vorhandenen Wohnungsbestandes, der zur Zeit eine neue Bewertung durch die Nachfrage erfährt:
 - Wohnungen mit Mängeln in Bezug auf Größe, Ausstattung und Lage sind nicht mehr vermietbar.
 - Wohnungen und Wohnanlagen, die den individuellen Wohnvorstellungen nahekommen, erfahren eine Aufwertung.
- Die Nachfrage wird binnen kurzem in das vorhandene Angebot hineinwachsen. Deshalb brauchen wir auch in Zukunft trotz zeitweilig ausgeglichener Wohnungsmärkte die öffentliche Neubauförderung. Wir sollten die jetzt gegebene Chance nutzen, um durch Abriß von nicht mehr nachhaltig vermietbarem Wohnraum Reserven zu schaffen für nachfragegerechten Wohnungsneubau – und

Wohnungsbauförderung für solche Art von Stadtbau einsetzen.

- Die Schaffung von Wohnungseigentum aus dem Mietwohnungsbestand entspricht dem Wunsch vieler Nachfrager nach individuellen, selbstbestimmten Wohnformen, eingebettet in stabile Nachbarschaften. Hier liegt eine besondere Aufgabe kommunaler Wohnungsunternehmen, die mit ihrer behutsamen Vorgehensweise bei der Umwandlung ausgewogene Sozialstrukturen im Bestand stabilisieren helfen, ohne die Mieterrechte nicht kaufwilliger Bewohner zu mißachten. Sie tragen mit solchen Programmen zur Vermögensbildung in Arbeitnehmerhand bei. Die Nettoerträge aus den Verkäufen helfen den Unternehmen, ihre vielfältigen Aufgaben zu finanzieren und ihren Gesellschafter zu entlasten.
- Die seit den 80er Jahren angestrebte Reform der Wohnungsbauförderung, für die Minister Töpfer Mitte der 90er Jahre einen Gesetzentwurf eingebracht hatte, ist steckengeblieben. Sie ist überfällig und muß zuende gebracht werden.
- Die Städte brauchen in Zukunft mehr denn je ihre kommunalen Wohnungsunternehmen:
 - Nur sie stehen für die Wohnungsversorgungsaufgaben der Kommune zuverlässig zur Verfügung, wenn der Bestand an Sozialwohnungen bei Dritten weiter zurückgeht.
 - Sie helfen in ihren Beständen durch Mietermitwirkung, soziale Dienste, Unterstützung der örtlichen Gemeinwesenarbeit und vieles mehr an Aktivitäten den sozialen Frieden zu bewahren.
 - Sie sind kompetente Partner der Stadt in allen Feldern des Immobilienmanagements, der Stadtentwicklung und -erneuerung.
 - Das bei den kommunalen Wohnungsunternehmen in vielen Jahrzehnten entstandene „Stiftungsvermögen“ darf nicht zum Stopfen von Haushaltslücken verhökert werden

Hans Jörg Duvigneau

Literaturhinweise

- (1) Hans-Günther Pergande
Die Gesetzgebung auf dem Gebiete des Wohnungswesens und Städtebaus
Festschrift der Deutsche Bau- und Bodenbank AG, 1923–73
Frankfurt am Main, 1973
- (2) Julius Posener
Berlin auf dem Wege zu einer neuen Architektur – Das Zeitalter Wilhelm II.
München, 1979
- (3) Hans-Günther Pergande a. a. O.
- (4) Fritz Schumacher
Das Werden einer Wohnstadt – Bilder aus dem neuen Hamburg
Hamburg, 1932/1984
- (5) Peter Gay
Die Republik der Außenseiter
Geist und Kultur in der Weimarer Zeit
1918–1933
Frankfurt am Main, 1987
- (6) Rudolf Hillebrecht
Neuaufbau der Städte
in: Handbuch moderner Architektur
Berlin, 1957
- (7) Rudolf Hillebrecht, a. a. O.
- (8) Rudolf Hillebrecht, a. a. O.
- (9) Rudolf Hillebrecht, a. a. O.
- (10) Johannes Göderitz, Roland Rainer, Hubert Hoffmann
Die gegliederte und aufgelockerte Stadt
Heft 4 der Veröffentlichungen der Deutschen Akademie für Städtebau und Landesplanung
Tübingen, 1957
- (11) Roland Rainer
Städtebauliche Prosa
Tübingen, 1948
- (12) Rudolf Hillebrecht, a. a. O.
- (13) Rudolf Hillebrecht
Städtebau als Herausforderung,
1974
- (14) Begründung zum 1. Wohnungsbau-Gesetz
Bundestagsdrucksache
1950
- (15) Ständige Konferenz der Professoren für Städtebau an den deutschsprachigen Hochschulen (Hrsg):
Empfehlungen zur kommunalen und regionalen Entwicklung und Planung in der DDR
Berlin, 1990

Prof. Dr. Christian Farenholtz Die Gläserne Kette ist zerrissen – ihre Kristalle glänzen neu und strahlend

1.

Ist die GLÄSERNE KETTE zerrissen?

Ist die STADTKRONE¹ zerbrochen?

Stadt – das sind Menschen – Menschen in irgendwie gemeinsamer Aktion, in gemeinsamer Reaktion.

Stadt – das sind nicht die Häuser – und es sind doch die Häuser, die schönen traditionsreichen alten, die mutigen von heute, sind auch die „gebauten Gemeinheiten“, die wir zusammenfallen lassen sollten².

Wir haben sie zusammenfallen lassen, alle, die einen wie die andern – wir haben sie zerbombt.

Brüche kennzeichnen unsere Kulturgeschichte.

Wir wollten auch, eigentlich schon seit Beginn des XX. Jahrhunderts eine neue Zeit, wollten auch einen Bruch.

Anzeichen und Ursachen liegen schon deutlich vor 1933 –

- da werden um die Jahrhundertwende das Telefon (1876 Bell, 1877 Edison), die Glühlampe (1878 Edison), die Straßenbahn (1881 Siemens, Berlin-Lichterfelde), das Auto (1885 Benz, 1886 Daimler) erfunden – so entstehen in 10 Jahren revolutionär die neuen Möglichkeiten für Mobilität und Kommunikation, für eine neuartige Benutzung des Raumes;

- 1907 wird in München der DEUTSCHE WERKBUND gegründet – Muthesius, van de Velde, TIL Fischer, F. Schumacher, R. Riemerschmid, F. Naumann, J. M. Olbrich u. a. – hier stehe das Datum für die geistig-künstlerische Revolution des ersten Jahrzehnts, des XX. Jahrhunderts,

- mit dem Beginn dieses XX. Jahrhunderts wächst die politische Kraft des SOZIALISMUS,

- und mit den im Moralischen und im Geistigen wirksamen Zerstörungen des Ersten WELTKRIEGES werden die Vergangenheiten entwertet, werden Schwellen und Schranken niedergerissen, werden neue Kräfte freigesetzt – DER STURM³.

1933 bekamen wir sie dann real, die neue, die tausendjährige Zeit, und sie brach bewusst und total mit der Vergangenheit.

1. Bruno Taut, Die Stadtkrone, mit Beiträgen von Paul Scheerbart, Erich Baron, Adolf Behne, Jena 1919

2. Bruno Taut, Die Auflösung der Städte – die Erde eine gute Wohnung; Hagen 1921, Ziffer 1

3. Der STURM (1910–1932) Herwart Walden, Else Lasker-Schüler

In der Architektur wurde ein erster Riss sichtbar vor dem Ersten Weltkrieg – Schulze – Naumburg, dann der Heimatstil, sich fortsetzend in der Blut-und-Boden-Architektur. Es wird dann immer umfassender „geplant“ – und nicht nur Häuser und Stadträume werden geplant, es geht um neues Leben, neue Jugend, um den neuen Menschen – dazu sollen die Häuser und die Räume helfen. Das gilt sicher schon für die Gartenstadt, für das „Bauhaus“, für die Blut-und-Boden-Denke.

Das hohle Pathos, das durch Namen wie die von Giesler, Klotz, Speer, Tamms, Troost nur trübe umschrieben ist, war dann der Vollzug der totalen Planung, war der vollständige Bruch.

Dieser Bruch hat sich grauenhaft verwirklicht in die zuerst nur als Idee gewollte, schliesslich dann ganz reale Zerstörung der deutschen Stadt des Mittelalters – wie sie uns überliefert war durch Merians Stadtbilder, wie sie von uns verklärt wurde als die Stadt des Bürgertums, als Stadt der goldenen Zwanziger.

Aber die ideologisch zumindest befruchtete Planungsphilosophie des umfassenden Planens wirkte in der Gesetzgebung und in der Praxis nach, wirkt letztlich noch bis heute. Das müssen wir erkennen und daraus Schlüsse ziehen.

2. ANDERE LEBENSINHALTE ERZEUGEN ANDERE LEBENSFORMEN⁴.

Darum handelt es sich.

Die Gesellschaft verändert ihre Umwelt total -

- durch das Werten von räumlichen Gebilden und Wirkungen,
- durch Verhalten im Raum,
- durch Benutzung von Raum und Zeit, rational und nüchtern nutzend das, was ökonomischer Wohlstand und technische Möglichkeit der für die Stadt relevanten Mittel zur Mobilität und zur Kommunikation bieten.

Diese Gesellschaft, das sind wir selbst.

Was tun wir? Ich versuche mich an den gängigen Beschreibungen unseres sogenannten kulturellen Verfalls:

- wir laufen dahin, wohin die andern laufen – wo auch immer etwas passiert: auf dem Fussballplatz, in der Fussgängerzone, bei Disney, beim Super-Event Love-Parade, bei der großen Prozession, im Cinemaxx und in Mallorca ...! gab es das nicht schon immer, diese Massenträume, – Sehnsüchte ... vom alten Rom über die Kreuzzüge zu den Hexenverbrennungen und den Guillotine-Festen?

- wir kaufen bequem und billig im Citysubstitut Shopping-Center – demnächst mit dem Internet – und klagen über fehlende Läden; wir stehen also durchaus in der Entwicklung vom Selbstversorger über dem Markt- und Straßenhandel, zum Einzelhandelskaufmann, zu Warenhaus und Supermarkt –

- wir interessieren uns für unsere Wohnumgebung, aber nicht über die Stadt – richtig: statt „Gemeinnutz geht vor Eigennutz“ haben die Kinder schon in der NS-Zeit gesagt „mein Nutz geht vor deinem Nutz!“ ... das ehrenamtliche Engagement scheint auch gegenwärtig doch wohl beachtlich,

- wir bejammern die fehlenden Perspektiven und stimmen stets für das gewohnt Gesicherte, bekämpfen geradezu jede Veränderung –

das ist der historische Kampf zwischen Neuerern und Konservativen. Allerdings haben sich die Aktionsebenen verschoben: früher war es in der Regel der Fürst oder der Bischof der Neuerer, heute sind wir es selbst, die überzeugt werden müssen bzw. die überzeugen wollen.

- wir sehen den Arbeitsplatz als generell austauschbaren Job –

und wir sehen offenbar nicht in der Vergangenheit die „wandernden Gesellen“, sehen nicht die Macht der Zünfte, der Gilden, der Meister – sehen nicht die Auswandererschiffe ...

- wir reden von Baukultur, aber wir bauen die Hässlichkeit unserer Vorstädte ins Absurde „Steinhäuser machen Steinherzen“⁵, wir verdrängen beim Blick zurück die grauenhaften Lebensverhältnisse in den leicht fotogenen, aber übel stinkenden Altstadtgassen und hinter dem Fassadenstück der Ausbeuterkasernen des ausgehenden XIX. Jahrhunderts. Die Maßstäbe haben sich geändert, aber nicht der kulturellen Ansatz oder das kulturelle Defizit ...

- wir reden von „gemischten Strukturen“ und erleben, vielfach beklagt, die fortschreitende funktionale und soziale Segregation, als ob die soziale (arm und reich) und zumindest für die „Bürger“ verwirklichte funktionale (Wohnen und Arbeiten) Segregation nicht ein für die Städte schon fast bestimmendes Faktum wäre ...

4. a a O. Anm2), Ziffer 7

5. a a O. Anm. 3

Man könnte die Argumentationsketten fortsetzen und – könnte sie immer wieder zumindest teilweise relativieren.

Dennoch gibt es Änderungen, die den aktuellen Bruch von den Entwicklungen der Vergangenheit in ihrer räumlichen und sozialen Wirkung unterscheiden – das sind der Maßstab, die Größenordnungen, die Schnelligkeit – die bis dahin undenkbbare neue MOBILITÄT –

Mobilität in allen Bereichen:
Auto und Telekommunikation,
verbreitete Wohlstandsmobilität

in Verbindung mit dem gegenwärtigen und weitgehend unbestrittenen Gesellschafts- und Wirtschaftssystem. Auch muss man die Symptome sehen – etwa

- wir reden von der Verantwortung des Bauherrn und tragen unser Geld zu anonymen, konsequent rendite-orientierten Investment-Fonds, wir wollen nicht wahrhaben, dass es den individuellen Bauherrn immer weniger gibt,
- wir reden von Stadt und wohnen
- als mobile Single in der City, um maximal Alles erreichen zu können,
- als mobile Menschen mit Kindern irgendwo im Grünen und erreichen mit dem Auto auch Alles,
- als immobile Alte irgendwo, erreichen faktisch nichts (es sei denn mit dem Telefon), sind voll auf Andere angewiesen.

wir sitzen vor der Glotze und beklagen die hochgeklappten Bürgersteige in der Stadt. Natürlich – ich wiederhole es – natürlich ist das alles überzeichnet ... es ist aber dennoch beliebig ergänzbar.

Wir beklagen die langsam überall sichtbar werdende Zerstörung unserer gewohnten „Stadt“ und stimmen mit unserm Handeln, stimmen mit den Füßen ab gegen diese Stadt.

ANDERE LEBENSINHALTE ERZEUGEN ANDERE LEBENSFORMEN⁶.

Offenbar ist die überkommene, diese gewohnte, dann mit dem Epitheton ornans „Europäische“ Stadt tatsächlich vorbei –

offenbar besteht aber eine kulturelle Kraft, die etwas Neues, eine neue Umwelt entstehen lässt – muss man nicht sagen: die eine NEUE UMWELT entstehen ließ!

Es gibt da die vielen, unterschiedlich geprägten eigenständigen Teile von Stadt – irgendwo, nebeneinander, verbunden oder isoliert, begeistert heimatlich, vertraut und nachbarlich – eben Teile von Stadt, Stadt in einem neuen Sinne, eine Stadtkultur, die alle die neuen Möglichkeiten und Freiheiten adoptiert und nutzt;

es gibt viele irgendwo lokalisierte Funktionsangebote, ungeheuer attraktiv, nach Angeboten, Angebotsmoden strukturiert, vielleicht auch sozial geschichtet, gibt Arbeitsplatz-Konzentrationen, Einkaufsmärkte, Unterhaltungsmärkte, gibt repräsentative Staats-, Kultur- und Traditionsinseln – irgendwo, es kommt vielen auf den „event-Charakter“ an und natürlich auf die Erreichbarkeit.

Wir merken es offenbar nicht, oder wir verdrängen es: wir waren es selbst, die jene Stadt der Vergangenheit von der viele immer noch und ständig träumen und reden, tatsächlich nicht mehr benutzen. Wir sind es selbst, die durch unsere Lebensform unbewusst oder sogar bewusst das ungekannte Neue schufen und schaffen.

Und die professionelle STADTPLANUNG merkt offenbar nicht, dass ihre bisherigen Ansätze und Konzepte zumindest in ihrer Gänze nicht oder nicht mehr tragen:

- Die Charta von Athen⁷ – Corbusier; natürlich stimmt manches in dieser Charta. Das meiste aber scheiterte schon in der Theorie am Bodenrecht, an der Dauerhaftigkeit des Bestehenden und an der – glücklicher Weise – fehlenden Steuerbarkeit,
- Die gegliederte und aufgelockerte Stadt⁸ – der Traum von funktionaler und sozialer Nachbarschaft – hat sich in die Anonymität der Autostadt pervertiert;
- Die „Gesellschaft durch Dichte“ diene vielleicht der Wertsteigerung auf Teilen des Immobilienmarktes – behält die Probleme des Autoverkehrs und der sozialen Wirklichkeit,
- Die „autogerechte“ Stadt – ist ein Widerspruch in sich selbst, und die Fahrradstadt? Los Angeles mit dem Fahrrad?
- Der öffentliche Nahverkehr – erstickt an den nicht mehr zahlbaren Subventionen – bei stagnierender, teilweise sogar rückläufiger Frequentierung – Abstimmung mit den Reifen?
- Alle Achsenkonzepte hängen in der Konkurrenz der Gemeinden, bleiben Papier und unterliegen der Attraktivität der Achsenzwischenräume – kommt es so zur „Zwischenstadt“?

6. a a O. Anm. 2, Ziffer 7

7. Die Charta von Athen, rde 141, 1962 CIAM IV, 1933, Athen

8. Göderitz, Rainer, Hoffmann, Die gegliederte und aufgelockerte Stadt, Hrsg. DASL, Wasmuth 1957

- die Zwischenstadt selbst? Zustandsbeschreibung einer räumlichen Situation?
- und die Stadt der „Nachhaltigkeit“, der kurzen Wege – ein Mixtum aus auch ökonomischem Zwang und – leider – Traum?
- Die Stadt schließlich, die sich die Bürger selber bauen – die Stadt der Partizipation? wir müssen zur Kenntnis nehmen, dass man Mehrheiten kaufen kann, kauft.

Alle diese Denkansätze waren und sind von großem Idealismus getragen, wurden und werden mit Leidenschaft analysiert und diskutiert.

Es soll das So-Denken nicht herabgewürdigt werden – ich muss geschichtlich bedingte Ansichten als solche akzeptieren – um daraus zu lernen.

Ich, der ich immer wieder meinen Traum träume? meinen Traum von der Sozialen Stadt? „Kann man das Glück ZEICHNEN – wir alle können es BAUEN“⁹.

Auf diesem Hintergrund können wir die Chancen erkennen und das Neue, können wir die zerbrochene GLÄSERNE-KETTE wieder zusammenfügen.

3

Die Analyse von räumlichen, von urbanen Situationen, Trends, Entwicklungen muss immer ausgehen von der gesamtwirtschaftlichen, gesamtgesellschaftlichen Situation.

Wir leben in einer Gesellschaft, für die Gesetze der Marktwirtschaft „pur“ akzeptiert sind, in einer Gesellschaft, die letztlich „kapitalistisch“ bestimmt ist und entsprechend agiert.

In dieser Gesamtsituation müssen wir versuchen, Stadtentwicklung und das ja nach wie vor postulierte und auch zu postulierte Bild

- der DEMOKRATISCHEN Stadt,
- der SOZIALEN Stadt

zu suchen, zu sehen, und praktisch zu erreichen – das wird aber eine andere, eine neue Stadt sein...

Man kann sagen, und es stimmte für die Vergangenheit und stimmt auch heute:

Der Markt bestimmt die Entwicklung der Stadt.

Die Mächtigen bestimmen die Entwicklung der Stadt,

und heute hat offenbar DAS KAPITAL die Macht.

Die vielbeschworene SOZIALE Marktwirtschaft lehrt: Markt ist sozial blind.

Markt ist auch ökologisch blind.

Marktwirtschaft braucht ein Gerüst, das sie zur SOZIALEN Marktwirtschaft lenkt.

Ein LEITBILD für die Entwicklung der Städte, das Planer sich ausdenken, trägt nicht. Notwendig sind durchaus konkrete Prinzipien, zukunftsorientiert, aber offen und einen breiten Entwicklungskorridor beschreibend.

- Ein LEITBILD wie die zuvor erwähnten basiert ja immer – schon im Wortsinne – auf einer irgendwie festgeschriebenen Zielvorstellung, die irgendwann, irgendwie auch erreicht oder aber verfehlt werden kann.

Für die räumliche Zukunft unserer Umwelt wäre so etwas nur platt und banal, letztlich mit Allgemeinplätzen zu benennen, um einer dynamisch-lebendigen Entwicklung gerecht zu werden.

- Ein auch nur einigermaßen, von vorhersehbaren Risiken festes LEITBILD ist auch der Dominanz des Systems einer wie auch immer verfassten Marktwirtschaft nicht angemessen. Marktwirtschaft ist in allen Erscheinungsformen von Angebot und Nachfrage extrem beweglich, ist nur in Grenzen vorhersehbar und ist – das ist geradezu seine Stärke – äußerst abhängig von nicht vorhersehbaren Initiativen.

Marktwirtschaft braucht – um nicht sich letztlich selbst zu zerstören etwa durch Macht- und Monopol-Konzentrationen – jedoch eines Gerüsts, eines Regelwerkes – Marktwirtschaft bedarf der Rahmensetzungen, um ihre unglaubliche Kraft ihre Leistungsfähigkeit wirksam werden zu lassen.

- Auch für eine tragfähige Stadtplanung kann es das festgeschriebene räumliche Leitbild nicht geben. Leitbild meint hier eine Fixierung der optimalen Verteilung und der optimalen Verbindung der Nutzungen – auch unter einer Gestalt-Vorstellung. Mit jeder Neuentwicklung, mit jeder Neuerung, auch mit jeder Einzel-Entscheidung, die da irgend jemand trifft, verändern sich die Ausgangspunkte der Entwicklung. Damit verändern sich die Analyse, die Chancen – verändert sich auch das Zukunftsbild selbst, müsste sich – konsequent gedacht – also auch das Leitbild verändern ...

Städte – das ist der kulturelle Anspruch der lebendigen Gesellschaft – da verliert heute auch das gescheiteste LEITBILD schnell seine Berechtigung.

KRITERIEN aber, gesellschaftlich konsensuale Kriterien können das GERÜST sein, in dem sich Verfah-

ren, Konzepte und Entscheidungen orientieren und messen lassen müssen. Dieses Kriterien-Gerüst müssen wir diskutieren, wir müssen die Bundesgenossen finden, die wir brauchen, um es zum Konsens zu führen.

Und unsere Aufgabe ist, für die Beachtung der Kriterien zu streiten.

An diesen KRITERIEN, die dann als Unverrückbar definiert sind, kann und wird sich jede Entwicklung orientieren, ist sie unter Umständen auch zu steuern.

KRITERIEN – das sind die Marken, die einen Entwicklungskorridor umschreiben, und die Entwicklung in eine – wir müssen zugeben: uns letztlich unbekannte – Richtung leiten, auf ein uns unbekanntes, über die KRITERIEN jedoch konkretisiertes Zielbild hin.

Wir können dann immer (nur) für Abschnitte, Phasen, Schritte dieser Entwicklung deren Ergebnis im Voraus prognostizieren, die daraus ableitbare Entwicklung skizzieren und den Prozess im Nachhinein evaluieren.

Mit fünf Kriterienbündeln lässt sich der Entwicklungs-Korridor für den Weiterbau und für den Umbau der Siedlungsräume in die Zukunft beschreiben:

Das sind

- SOZIALE
- ÖKOLOGISCHE,
- WIRTSCHAFTLICH-ÖKONOMISCHE-
- FUNKTIONALE und
- GESTALTERISCHE KRITERIEN.

1. Kriterium SOZIAL

Wir entwickeln die STADT DER BÜRGER, der TEILHABE der Bürger an der Stadt

- es gilt, die Menschen zu INFORMIEREN, um ihnen TEILHABE am Gesellschaftsprozess Stadt möglich zu machen;
- für Entwicklungen im eigenen Umfeld ist PARTIZIPATION zu sichern, die Mitbestimmung der Bürger – für die eigene, individuelle Gestaltung und gegen ökologische Fahrlässigkeit, gegen ökonomische Übervorteilung, funktionalen Unsinn und gebaute Scheußlichkeiten. Partizipation setzt voraus die bedingungslose Transparenz aller relevanten Parameter, auch aller finanziellen Ziele und Konsequenzen für die Gesamtheit und für die beteiligten Akteure. Nur der Zwang zur Offenlegung aller Interessen und Folgen sichert eine gewisse Unabhängigkeit der Meinungsbildung bei den Beteiligten

- HILFE BEI BENACHTEILIGUNG ist unverzichtbar. Benachteiligungen – im Arbeitsmarkt, im Kulturellen, im Artikulationsvermögen, in der Mobilität, durch soziale Unsicherheit und „Abstiegsangst“ durch ein benachteiligendes Umfeld – werden schnell und mit immer schärferer auch räumlicher Ausprägung zunehmen. Geboten sind nachdrückliche „Bevorteilung“ von Gebieten und Personen beim Einsatz von Menschen, im Einsatz von Haushaltsmittel und Infrastruktur, in erster Linie aber beim Entwickeln und Einsetzen von Phantasie – von legislativen und instrumenteller Phantasie.

Partner hierzu sind eigentlich beinahe alle politischen Gruppierungen – sowohl offene INFORMATION wie voll transparente PARTIZIPATION wie – HILFE BEI BENACHTEILIGUNG haben alle in ihre Programme geschrieben ...

2. Kriterium ÖKOLOGIE

Wir stehen bedingungslos und unausweichlich in der VERANTWORTUNG gegenüber NATUR und ZUKUNFT.

Eine mit dem Ziel der Nachhaltigkeit verfasste Politik ist immer zugleich Sozialpolitik: ökologische Defizite sind generell auch Signale einer Benachteiligung, wirken aus sich heraus benachteiligend. Darüber hinaus wird somit die Lebensumwelt einer künftigen Generation mit bestimmt.

- STABILISIERUNG jeder ökologischen Ausgangslage ist angestrebtes Zwischenziel; so wird das Regelwerk von EINGRIFF UND AUSGLEICH, zwingend und generell angewandt, zum auch ökonomische Forderungen förderndes Instrument. Ziel bleibt die VERBESSERUNG der ökologischen Ausgangslage.

- Hilfreich ist dabei, Entscheidungen auf regionale bzw. kommunale ÖKOLOGISCHE BILANZEN zu stützen, sie machen für alle Beteiligten die ökologischen Erfordernisse transparent, ist ferner das Gebot, Kümmernutzungen und BRACHEN neu zu nutzen, bevor Neuerschließungen erfolgen können – auch wenn das administrativen Aufwand, Ärger bei Investitionswilligen und Zeit kostet. Schließlich müssen neu zu erschließende Flächen auch durch ZURECHNUNG DER DIREKTEN UND INDIREKTEN FOLGEKOSTEN neu bewertet

werden – am BODENMARKT entsteht so ein Gleichgewicht von Innen und Aussen.

Nach der gesetzlichen Regelung von EINGRIFF UND AUSGLEICH stellt sich die Frage nach ihrer generellen Anwendung – generell, das heißt Chancengleichheit auch in der Konkurrenz der Gemeinden. Auch hierfür dürfte neben den Ländern die Politik zu gewinnen sein. Mit einem relevanten Widerstand von Investoren ist kaum zu rechnen.

Anders bei der ZURECHNUNG DER DIREKTEN UND INDIREKTEN FOLGEGOSTEN: hier wird von Investorensseite sicher auf sich ergebende Investitionshemmnisse hingewiesen – andererseits dürfte die Situation der Gemeinden diese veranlassen, sich für eine derartige Regelung einzusetzen. Erste praktische Beispiele – wenn auch bisher hauptsächlich bei stark nachgefragten Gemeinden – bestätigen diese Einschätzung.

3. Kriterium ÖKONOMIE

Der urbane Raum ist in seinen Entwicklungen – Aufschwüngen und Zusammenbrüchen – weitestgehend von ökonomischen Prozessen bestimmt. Das zeigt sich an der Bedeutung des Arbeitsmarktes, zeigt sich folgenreich bei der Veränderung von Arbeit überhaupt – von der Industrie zu den unterschiedlichen Formen der Dienstleistung, bei der Veränderung der Struktur der Unternehmen – Größe, Standort-Bezug, Kapitalabhängigkeit. Aufgabe der Gesellschaft ist die Organisation der öffentlich geforderten Arbeit. Stadtentwicklung kann zwar Wirtschafts- und Gesellschaftspolitik nicht ersetzen, sie gibt aber einen Rahmen für wirtschaftlichen Fortschritt.

- Das KONZEPT des Investors ist im Rahmen der Kriterien ein Beitrag zur Entwicklung des Raumes, die Transparenz der Kriterien macht das Investitions-Risiko abschätzbar – (Partnerschaft!)
- notwendig ist eine qualifizierte und faire PLANUNGSFOLGEN-ABSCHÄTZUNG. Bei Planungen und Maßnahmen können dann Kosten und Nutzen sowohl des Privaten als auch der Gemeinde und der Region ermitteln, offengelegt und ausgeglichen werden – (Partnerschaft),
- so ergibt sich partnerschaftliche CHANCENGLEICHHEIT – zwischen dem privaten und dem öffentlichen Interesse, aber auch räumlich zwischen den Teilräumen des Siedlungsraumes.

Dass ökonomische Prozesse wo irgend möglich zu fördern sind, ist bei den Gemeinden ein Allgemeinplatz. Eine PLANUNGSFOLGEN-ABSCHÄTZUNG – wenn die Verfahren praktikabel (einfach, schnell) und transparent sind – liegt im Interesse der Betriebe, die solche Abschätzung dann selbst vornehmen und damit auch ihre Chancen besser abklären können. Voraussetzung für den Ausgleich von Kosten und Nutzen ist eine generelle Regelung, für die insbesondere die Gemeinden, im Blick auf CHANCENGLEICHHEIT auch die Länder eintreten müssen. CHANCENGLEICHHEIT setzt auch voraus, dass bei der öffentlichen Hand Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter eingesetzt werden können, die über ausreichend wirtschaftliche Kenntnisse verfügen – Partnerschaft setzt voraus, dass einer die Sprache des anderen versteht.

4. Kriterium FUNKTION

Die VERTEILUNG, die MISCUNG und die DICHTHE der Nutzung bestimmen die FUNKTIONALE STRUKTUR der Entwicklung, bestimmte TECHNISCHE und SOZIALE INFRASTRUKTUREN gehören dazu.

- Für jeden Teilbereich der Stadt – besser: für jede „Einzelstadt“ ist vermutlich eine spezielle Struktur der TECHNISCHEN und SOZIALEN INFRASTRUKTUR richtig.
- Es kann nur vor Ort entschieden werden, wie eine gleichwertige ERREICHBARKEIT und ZUGÄNGLICHKEIT jedes Teilgebietes für ALLE, welche SOZIALE INFRASTRUKTUR angemessen ist und wo welche Grenzen etwa für PRIVATISIERUNGEN öffentlicher Einrichtungen und öffentlicher Räume anzunehmen sind.
- Die VERNACHLÄSSIGUNG öffentlicher Einrichtungen und des öffentlichen Raumes würde Bewohner und Nutzer in ihren Lebensverhältnissen, ihrem kulturellen Selbstverständnis direkt beleidigen und unmittelbar benachteiligen.

Gegenstimmen im diesem Kriterienfelde sind fast undenkbar, sie könnten natürlich von Ressortbesessenen Fachämtern kommen.

5. Kriterium GESTALTUNG und STADTKULTUR

Die Gesellschaft verlangt die SCHÖNE STADT, verlangt STADT-KULTUR

- die GESTALTUNG und die KULTUR gehören zu Haus und Straße wie die Statik und der Baum,
- GESTALTUNG und KULTUR sind sozial, ökologisch, ökonomisch und funktional relevant,
- GESTALT und KULTUR schaffen Wohlbefinden, schaffen Heimat – das heißt auch, die etwas andere Kultur achten – keine unzumutbare Angleich-Intergration, nicht nur Tolerieren, sondern Akzeptieren und pflegen,
- GESTALTUNG und KULTUR sind Themen der Bürgerbeteiligung
- der gestaltete ÖFFENTLICHE RAUM und die städtische KULTUR bestimmen weitgehend das Leben der Stadt

Es ist noch ein weiter Weg, bis die KULTUR und die GESTALT der neuen lebendigen Umwelt gesehen, gewollt und akzeptiert werden. Immer wieder werden Mehrheitsentscheidungen das Gewohnte, das Neue ablehnen. Immer wieder wird aber auch das Neue gefordert und realisiert werden. Und warum auch soll es anders sein?

4

ANDERE LEBENSINHALTE ERZEUGEN ANDERE LEBENSFORMEN¹⁰.

Offenbar ist die überkommene, diese gewohnte, dann mit dem Epitheton ornans „Europäische“ Stadt tatsächlich vorbei –

offenbar besteht aber eine kulturelle Kraft, die etwas Neues, eine neue Umwelt entstehen lässt – muss man nicht sagen: die eine NEUE UMWELT entstehen liess!

Die STADTKRONE ist tatsächlich zerbrochen. Aber ihre Bruchstücke sind zu vielen kleinen neuen KRONEN geworden – wir müssen sie finden und pflegen.

Eigentlich doch etwas grossartiges: nicht mehr die alles überwölbende Form, hinter der alle anderen Formen klein sind.

Sondern viele, ganz unterschiedliche Formen – ich wiederhole:

es gibt da die vielen, unterschiedlich geprägten eigenständigen Teile von Stadt – irgendwo, nebeneinander, verbunden oder isoliert, begeistert heimatlich, vertraut und nachbarlich – eben Teile von Stadt, Stadt in einem neuen Sinne, eine Stadtkultur, die alle die neuen Möglichkeiten und Freiheiten adoptiert und nutzt; es gibt viele irgendwo lokalisierte Funktionsangebote, ungeheuer attraktiv, nach Angeboten, Angebotsmoden strukturiert, vielleicht auch sozial geschichtet, gibt Arbeitsplatz-Konzentrationen, Einkaufsmärkte, Unterhaltungsmärkte, gibt repräsentative Staats-, Kultur- und Traditionsinseln – irgendwo, es kommt vielen auf den „event-Charakter“ an und natürlich auf die Erreichbarkeit ...

Und die einzelnen Teile focussieren Funktionen, geben Funktionen ab, bündeln Attraktivität, verlieren sie.

Das ist etwas anderes als das Mittelalter mit der Mauer drum herum.

Das ist etwas anderes als die Kasernierung von Menschen in Mietshäusern.

Das ist eine neue, junge und höchst lebendige STADTKULTUR – wir,

auch wenn wir vielleicht Fossilien einer funktional und Bürgerkultur – bestimmten „Steinhäuser“-Kultur sind,

wir müssen diese neue STADTKULTUR erkennen, annehmen, aufnehmen.

Für die PRAXIS heißt das: die neuen Funktionen sehen, akzeptieren, ihnen so helfen – an Hand der vorgenannten Kriterien – dass sie ihre optimale Form finden können. Die Kriterien sichern die Balance zwischen Ökologie und Ökonomie, zwischen Funktion und Gestalt, sichern den Sozialen Anspruch. Das geht. Über die der Gesellschaft geschuldete absolute Transparenz (die allerdings, als Basis demokratischer Existenz, zwingend, ggf. auch erzwungen) werden auch im System zwangsläufige Konflikte lösbar.

Aus der STADTKRONE sind VIELE STADTKRONEN geworden.

Wir haben die Kriterien gelernt, sie zu pflegen, dass sie FÜR JEDEN glänzen, dass sie auch den nächsten Generationen eine neue alte Heimat sind.

Die GLÄSERNE KETTE ist zerrissen – war sie eine Fessel?

10. a a O. Anm. 2), Ziffer 7

Die KRISTALLE, die sie verband, werden plötzlich sie selbst, in ihrer Eigenart und bleiben doch verbunden, sie blinken in ihrer jeweiligen Ausformung oder sie werden – ungepflegt – trübe und matt. Wir kennen die Bedingungen, die den GLANZ DER KRISTALLE erhalten, ihn schön machen – für heute und für morgen.

Pathos? vielleicht.

vielleicht ist es das Pathos des Aufbruchs der Zwanziger, der ALPINEN ARCHITEKTUR.

Christian Farenholtz

Prof. Eckhard Gerber, Stadt- und Landschaftsraum – Wunsch und Notwendigkeit

Es faszinieren uns die über Jahrhunderte gewachsenen Räume und Raumfolgen der alten Städte mit ihren Straßen und Plätzen, Verengungen, Aufweitungen, horizontalen und vertikalen Elementen, ihren gebundenen Stadtraumfolgen.

Die Zu- und Anordnung der Gebäude, die Gestalt der Fassaden, die Topographie und Gestaltung der Bodenflächen sind die Parameter, die unter anderem die Schönheit dieser Städte ausmachen.

Wir suchen nach schönen Orten, wo man sich gerne aufhält, die man genießt, die die Menschen anziehen und berühren. Verona, Sienna oder auch Venedig sind nur exemplarische Beispiele. Aber auch das Paris von Georges Eugène Baron Haussmann oder aber New York mit seiner schachbrettartigen Straßenstruktur, der durchschießenden Diagonale des Broadways und dem eingelagerten Centralpark sind Stadtstrukturen, die nicht nur Faszination aussenden auf Grund ihrer Schönheit, sondern auch wegen ihrer Begreifbarkeit und guten Orientierungsmöglichkeit für die Menschen, die sie benutzen. Ob eine Stadt aus dem Altertum, dem Mittelalter, des Barock oder der Neuzeit – immer basieren ihre Strukturen auf der Umsetzung gedachter, überlegter, struktureller Konzepte, die baumeisterlich ihre Umsetzung gefunden haben. Es sind gebunden-geschlossene Stadtraumstrukturen mit vereinzelt eingestellten Solitären wie Kirchen, Rathäusern und später weiteren kulturellen Einrichtungen wie Museen etc.

Auf Grund des Wunsches nach mehr Luft, Licht und Sonne gegenüber den wenig attraktiven Wohnmöglichkeiten in den alten Städten ist um die Jahrhundertwende der Gedanke der Gartenstadt entstanden und das Wohnen im Grünen.

Mit der Erfindung von Autos, Eisenbahn und später des Flugzeugs haben sich sämtliche Maßstäbe, die am homo sapiens ausschließlich orientiert waren, aufgelöst. Die natürliche Fortbewegungsgeschwindigkeit hat sich dramatisch für den Menschen verändert und es ist zu einer nicht schließbaren Diskrepanz zwischen der Natürlichkeit des Menschen, seiner Größe und seiner natürlichen Fortbewegungsgeschwindigkeit und der neuen technischen Geschwindigkeit gekommen. So haben sich auch die funktionalen Anforderungen an eine Stadt gegenüber früher gänzlich verändert. Das Auto hat keinen Platz in der alten Stadtstruktur.



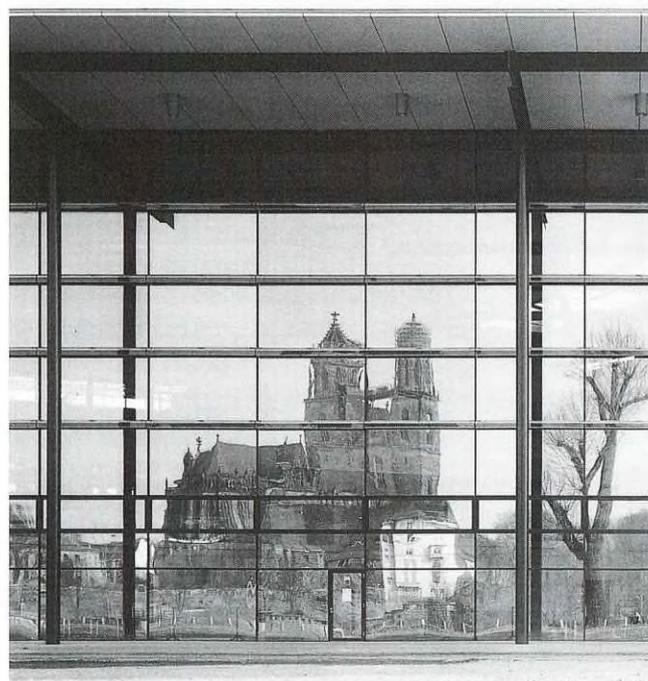
Blick auf das mdr-Gebäude von der Elbe aus (Foto Stadtplanungsamt)

Trotz vieler neuer Stadtkonzepte hat man auf die neuen Bedingungen bis heute hierzu keine zufriedenstellenden Antworten gefunden.

Corbusier hat wohl den weitreichendsten und konsequentesten Vorschlag mit seiner neuen Stadt gemacht. Die Wohnmaschinen, wie wir sie von Marseille oder Firmini kennen, als Wohn-Stadteinheit aufgestellt in einem Gebäudeblock frei in die Landschaft gestellt und dazu als Solitärs, ebenfalls frei in die Landschaft gestellte, überregionale Einrichtungen. Mit dem Auto fährt man aus seiner Wohnmaschine zur Arbeit, abends zum Kino, Theater usw. usw.

Das zusammengedrückte Wohnen zu einem Gebäudekomplex ist sicherlich noch heute einer der interessantesten Vorschläge auch und vor allem im Hinblick auf ökologisch-energetische Belange: auf geringster Vegetationsfläche wird ein Maximum an Wohnfläche erreicht, mit minimalem verkehrlichem Aufwand und wegen des Zusammenrückens vieler Wohnungen mit einem minimalen Energieaufwand in der Benutzung.

Die Westfassade des mdr-Gebäudes (Foto Maurice Korbel)



Dem stehen entgegen der Wunsch nach individueller Freiheit der Menschen, die sich letztlich im eigenen Einfamilienhaus im Grünen ausdrückt. Mit zunehmendem Bevölkerungswachstum wird dieser Wunsch immer weniger möglich sein, bzw. wird dieser Wunsch die begrenzten energetisch-ökologischen Ressourcen auf unserer Erde in Frage stellen – durch viel zu hohen Flächenaufwand für Verkehrserschließungen, Medieneerschließungen und damit viel zu hoher Inanspruchnahme der nur einmal auf der Welt vorhandenen Vegetationsflächen.

Die alten, zum Teil in Kriegen zerstörten und anders aufgebauten Städte werden den neuen Bedingungen des Verkehrs, den neuen Ansprüchen des Wohnens und des Trennens von Arbeitsbereichen usw. angepasst. Zufällig und unterschiedliche Bedingungen überlagern alte, früher intakte, Stadtstrukturen. Die Dominanz des Kapitals fordert darüber hinaus den Tribut von den Städten und ihren Menschen. Große gewinnbringende Kauf-, Kino – oder andere Spaß- und Vergnügungswelten werden heute als neue Superzentren außerhalb der Stadt (CentrO) plaziert und bringen bisher funktionierende alte Strukturen zum wirtschaftlichen Ruin. Der Wunsch nach klimatisch geschlossenen und in einem Zentrum zusammengefaßten Lebensfunktionen wie Kaufen, Freizeit, zum Teil Arbeiten etc. macht diese Angebote jedoch zu attraktiven Nachfragen, so dass auch diese Großzentren das Thema „Stadt“ zum „neu überdenken“ veranlassen.

Dabei wird das Zusammenspiel von Stadt- und Landschaftsraum, das Formulieren von Grenz- und Übergangsbereichen in der Überlagerung von Strukturen für den Verkehr eine wichtige Rolle spielen, auch im Hinblick auf die vorhandenen Substanzen unserer Städte.

Als Architekten können wir leider immer nur mit kleinen Teilergebnissen an diesen für die Zukunft großen Herausforderungen mitgestalten.

Eckhard Gerber

Dr. Heinrich Kraft, Vorsitzender der Geschäftsführung ECE Projektmanagement, Keine Urbanität ohne Handel

„Keine Urbanität in Dorf und Stadt ohne Dichte“ schreibt Professor Hans-Henning von Winning in einem Aufsatz. Ein Satz, der vielleicht gerade auf das Nachkriegs-Magdeburg zutraf, welches von breiten Straßen und großen Plätzen geprägt war. „Keine Urbanität ohne Handel“ möchte ich hinzufügen. Im Rahmen der von uns unterstützten Weltkonferenz „Urban 21“ in Berlin verdeutlichten in einem Symposium am 6. Juli neben anderen der Berliner Regierende Bürgermeister und der Leipziger Oberbürgermeister die Bedeutung des „Handels als Impulsgeber für die Stadt“. Auch hier konnte Magdeburg seiner überregionalen Metropolfunktion bis in die neunziger Jahre hinein kaum gerecht werden. Für den großen Einkauf fuhr man auf die „Grüne Wiese“ oder gleich nach Braunschweig, Hannover oder Berlin.

Die Magdeburger Volksstimme schrieb kürzlich über einen Besuch des EU-Präsidenten: „Er könne sich vorstellen, wie das zerstörte Magdeburg nach dem Kriege ausgesehen habe, sinniert Professor Roman Prodi, als er am späten Mittwochabend an der „sowjetischer Architektur“ vorbeigeht, eben den Plattenbauten in der Nähe von Landtag und Dom. Eine gebrochene Stadt, das beeindruckt den Professor aus Italien: Hier die großartige Architektur des Domes, gleich nebenan die Banalität einfachster Häuser. Aber die Magdeburger seien eifrig dabei, ihre Stadt wieder lebendig zu machen – und er denkt vor allem an das moderne Allee-Center, das ihm bei seinem Bummel zwischen Rathaus und Dom gefällt.“

Magdeburg hat auf dem „Zentralen Platz“ wieder seine Mitte gefunden. Mit einer Mischung aus Einzelhandel, Büronutzung und Wohnen wurde die städtebauliche Dichte geschaffen, die die Voraussetzung für Urbanität bildet. Es war keine einfache Aufgabe, die den Investoren Rodamco und ECE sowie der Stadt Magdeburg dort gestellt wurde: Auf dem Gelände der historischen Altstadt sollten historische Baufluchten wieder aufgenommen, gleichzeitig jedoch ein zeitgemäßer Akzent und ein markanter Eckpfeiler für die neue Magdeburger City gesetzt werden.

Die äußere Gestaltung des Allee-Centers wird daher von einer Blockstruktur geprägt. Die gläsernen, zweigeschossigen Eingangshallen bilden das transparente Bindeglied zwischen den einzelnen Blöcken und markieren die seitlichen Eingänge. Gleichzeitig verknüpfen sie den Außenraum mit dem Innenraum. Dieses



Magdeburgs neue Mitte – Blick in das Allee-Center (ECE) – Fotos H. Scharf

Wechselspiel von Geschlossenheit und Transparenz verschmilzt in anderen Gebäudeabschnitten zu einem Ganzen und verleiht dem Bau eine dem Standort angemessene, hohe Individualität unter Beibehaltung einer durchgängig ablesbaren Architektursprache. Wesentliches Gestaltungselement ist die aufgelöste Fassadenstruktur mit zwei Ebenen, monolithischen Arkadenstützen und einer zurückliegenden, „gläsernen Haut“ wie beispielsweise am Rundturm oder zur Elbseite. Diese Elemente reflektieren den räumlichen Übergang zu den parkähnlich angelegten Außenanlagen der Elbniederung. Andere Fassadenabschnitte sind einlagig ausgebildet. Sie geben dem Gebäude eine ruhige Sachlichkeit. Glasvordächer begleiten die Schaufenster im Erdgeschoß. Die Kombination hochwertiger Materialien unterstreicht die Kompetenz des Allee-Centers: Naturstein, Glas, Stahl, Edelstahl. Für eine glanzvolle und

großstädtische Abendstimmung sorgt eine hochwertige Fassadenbeleuchtung. Die vorhandene Geländesituation ermöglichte eine unterirdische Verkehrsanbindung. Damit konnte dem Wunsch der Magdeburger Stadtplaner nach einem Gebäude ohne Rückseiten sondern mit einer Anordnung einer Vielzahl von Schaufenstern und Läden an der Außenfassade entsprochen werden.

Wirkliche Urbanität ist jedoch nicht alleine durch städtebauliche Maßnahmen zu erreichen. Vielmehr muß eine Innenstadt mit attraktiven Angeboten täglich Menschen aus der ganzen Region anziehen, um Lebendigkeit und Lebensqualität zu schaffen. Magdeburg konnte bis 1997 mit einem Zentralitätsfaktor von 95,7 noch nicht einmal die in der Stadt vorhandene Kaufkraft halten, geschweige denn auf das große Einzugsgebiet ausstrahlen.

Ein entscheidender Faktor für die Attraktivität einer Innenstadt ist nach meiner Erfahrung die richtige Mischung der Geschäfte. Leider dominieren in vielen Fußgängerzonen die berechtigten Einzelinteressen der jeweiligen Grundeigentümer. Branchen und Betreiber, die die höchsten Mieten bezahlen können, vertreiben andere, für die Innenstadt lebenswichtige Angebote. Aneinanderkettungen von Flagship-Stores machen Städte austauschbar und beliebig. Magdeburg hatte nach der Wende die große Chance, mit dem Allee-Center inmitten der City einen maßgeschneiderten Branchenmix zu erhalten. Von Supermärkten über einen Fachmarkt für Unterhaltungselektronik bis zum Juwelier ist die gesamte Bandbreite eines großstädtischen Innenstadtangebotes vorhanden. Die vorhandene Modekompetenz braucht den Vergleich mit den Fußgängerzonen anderer Großstädte nicht zu scheuen. Dabei sind hier neben bundesweit tätigen Filialisten auch eine Vielzahl regionaler und örtlicher Einzelhändler vertreten. Gerade Händler, die selber noch hinter der Theke stehen, sind ein wesentlicher Bestandteil unseres Angebotes, da sie einer Innenstadt ihren individuellen, unverwechselbaren Charakter und Charme verleihen.

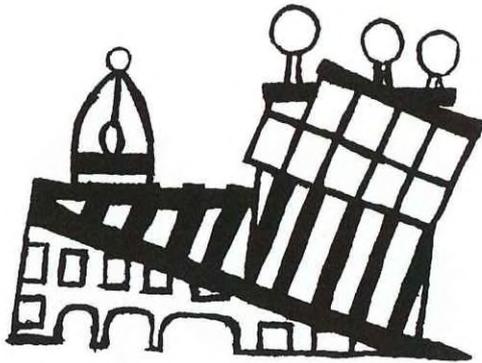
Um trotz einer schwierigen Konjunkturlage und zunehmender Konzentrationsprozesse im deutschen Einzelhandel dieses wesentliche Element von Urbanität und Vielfalt zu fördern, unterstützt die ECE den Mittelstand und gibt auch Existenzgründern in ihren Shopping-Centern eine Chance. Unter der Schirmherrschaft des Bundesarbeitsministeriums hat die ECE im Frühjahr 1998 eine Initiative mit konkreten Hilfen für Existenzgründer gestartet. Das Unternehmen unterstützt kreative Menschen mit erfolversprechenden Geschäftsideen durch ein ganzes Bündel von Existenzgründerhilfen. Mehr als einhundert neue Firmen wurden bereits seit unserer ersten Börse gegründet. Viel eher als bereits etablierte Geschäfte sind nach meiner Überzeugung Existenzgründer in der Lage, neue Trends zu erspüren, sie aufzugreifen und bei der Geschäftsgründung umzusetzen. Auf diese Weise erhält der Einzelhandel und erhalten die Innenstädte frische, belebende Impulse.

In einer Zeit zunehmender Reiz- und Informationsüberflutung reicht es jedoch für eine Stadt nicht mehr aus, lediglich ein attraktives Angebot in städtebaulich ansprechender Form zu präsentieren. Vielmehr muß mit modernen Marketingmethoden die Attraktivität allen potentiellen Besuchern regelmäßig vermittelt werden. Es gibt hierzu in zahlreichen Städten vielversprechende Stadtmarketing- und City-Management-Initiativen. Nicht selten können die entwickelten Konzepte auf Grund fehlender Durchsetzungsmöglichkeiten oder mangels ausreichender finanzieller Mittel jedoch

nur bedingt umgesetzt werden. Die ECE investiert daher in jedem Jahr über einhundert Millionen Mark in eigene Stadtmarketing-Aktivitäten. Auch in Magdeburg erreicht das Allee-Center mit seiner Center-Zeitung „Allee-Center Aktuell“ ein großes Einzugsgebiet. Veranstaltungen wie die große „Get-in-Party“ locken nicht nur Einheimische in die Magdeburger Innenstadt, sondern sorgen – wie auch der Geschäftsführer der Magdeburg Marketing Kongress und Tourismus GmbH bestätigt – auch überregional für Aufmerksamkeit. Und in die Interessengemeinschaft Innenstadt bringt sich das Allee-Center als ein wesentliches Mitglied stark mit ein. Mit Erfolg: Im letzten Jahr – dem ersten vollen Geschäftsjahr des Allee-Centers – stieg die Zentralität der Magdeburger Innenstadt bereits auf den beachtlichen Wert von 109,5, Einzelhandel und Gastronomie erzielen inzwischen einen Jahresumsatz von rund einer Milliarde Mark.

Magdeburg hat damit in den letzten Jahren deutlich an Urbanität gewonnen. Es hat beispielhaft für andere Städte in Deutschland gezeigt, wie durch gelungene städtebauliche Akzente, eine konstruktive Zusammenarbeit zwischen Stadt und Investoren sowie gemeinsame Anstrengungen aller Beteiligten eine sorgfältig erarbeitete Revitalisierungsstrategie erfolgreich umgesetzt werden kann. Handel als Impulsgeber der Stadt – Magdeburg hat vielversprechend dargestellt, wie Urbanität im 21. Jahrhundert gestaltet werden kann.

Heinrich Kraft



Hundertwasser, Die Grüne Zitadelle von Magdeburg

EINSTMALS DIE SCHÖNSTE BAROCKSTRASSE EUROPAS, WURDE DIESE IM KRIEGE FAST VÖLLIG ZERSTÖRT.

NACH SOZIALISTISCHER EINHEITSARCHITEKTUR ERHÄLT DER BREITE WEG IN MAGDEBURG WIEDER EIN ARCHITEKTONISCH FASZINIERENDES GESICHT. SOMIT KÖNNEN SICH AUCH HIER ZUKÜNFTIGE GENERATIONEN AN EINER HUNDERTWASSERSCHÖPFUNG ERFREUEN.

Natur als Gleichnis zur Schöpfung
Natur als Brücke zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft
Natur als immerwährende gültige Schöpfung
Eine natur- und menschengerechtere Architektur

Natur, Kunst, Schöpfung sind eine Einheit. Wir haben sie nur auseinandergebracht.

Wenn wir die Schöpfung der Natur vergewaltigen, dann werden wir die Schöpfung in uns selbst vernichten,
dann zerstören wir uns selbst.

Nur die Natur kann uns Schöpfung, kann uns Kreativität lehren.

Unser wahres Analphabetentum ist die Unfähigkeit, schöpferisch tätig zu sein.

Die Sehnsucht der Menschen nach einem Heim und einem Leben in Harmonie mit der Natur und ihrer individuellen Kreativität ist ungeheuer.

Die grüne Zitadelle von Magdeburg ist ein ungewöhnliches Architekturprojekt. Eine Oase für Menschlichkeit und für die Natur in einem Meer von rationellen Häusern.

Sie soll die Sehnsucht der Menschen nach Romantik verwirklichen. Es ist genau diese Romantik, die die rationelle Architektur mit tödlichem, sterilen Eifer negiert und zu eliminieren versucht.

Die grüne Zitadelle von Magdeburg ist ein Gebäude, das sich traditionsgebunden mit einer gewissen Strenge perfekt in die Umgebung des Domplatzes einfügt und dennoch revolutionär und innovativ ist, weil es in die Zukunft weist, in der die Natur und die Träume des Menschen wieder einen Stellenwert erhalten. Ein Haus, auf das Magdeburg stolz sein wird.

Die grüne Zitadelle von Magdeburg ist ein Ausgleich und gleichzeitig eine Brücke zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

Die grüne Zitadelle von Magdeburg ist eine Mehrung an Kulturgut, eine Bereicherung für Mensch und Natur.

Die grüne Zitadelle von Magdeburg wird wachsen wie ein Organismus. Sie ist kein seelenloser, aggressiver Klotz.

Architektur soll den Menschen erheben und nicht gleichschalten und erniedrigen. Architektur soll für den Menschen da sein. Er muß sich in ihr geborgen, wie zu Hause fühlen können. Sie muß seine dritte Haut sein können. Unsere Städte sind zu Beton gewordene Schnapsideen von Architekten, für die der Eid des Hippokrates nicht gilt, der da heißen soll:

„Ich weigere mich, Häuser zu bauen, wodurch die Natur und die Seele der Menschen zu Schaden kommen.“

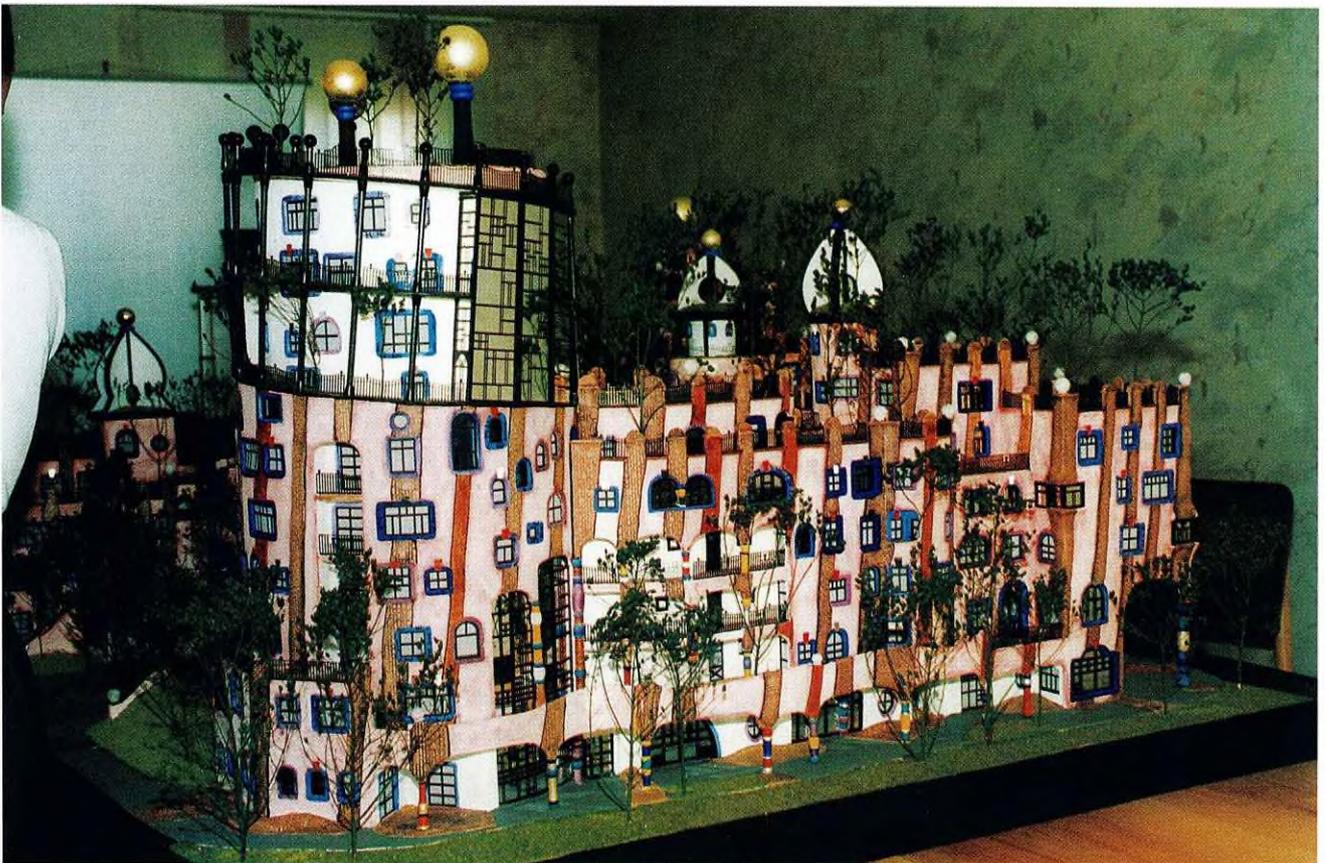
Eine Architektur muß eine lebendige, organische Einheit sein, die sich fortentwickelt und sich ständig wandelt. Die blinde, feige und stupide Anwendung der geometrischen geraden Linie hat unsere Städte zu Wüsten gemacht, sowohl im seelischen als auch im ökologischen Sinn.

Wenn eine Hundertwasser-Architektur, wie manche behaupten, „Schall und Rauch“ wäre, „schlimm und inakzeptabel“, so könnten doch die Hundertwasser-Projekte niemals diese Gegenliebe der Menschen in aller Welt finden!

Warum kommen denn Millionen von Besuchern in Bussen aus aller Welt die Hundertwasser-Architekturstätten besuchen?



Das Modell der grünen Zitadelle (Foto Stadtplanungsamt)



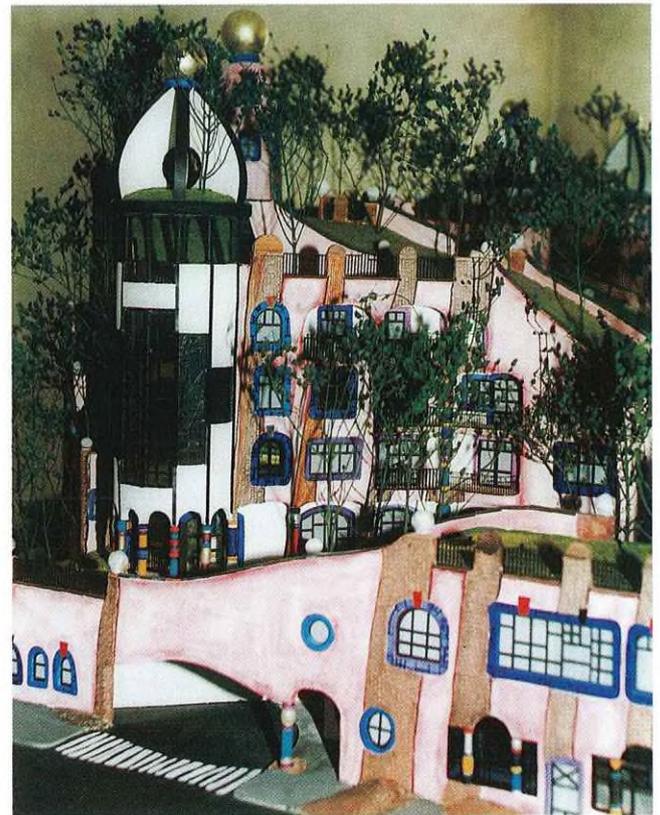
Wieso funktionieren alle Hundertwasser-Architekturen, egal, ob es ein Industriegebäude ist, wo nachweislich eine größere Produktivität erzielt wird von selbstbewußten Mitarbeitern, die stolz darauf sind, in einer natur- und menschengerechteren Industrielage tätig zu sein?

Wieso freuen sich die Bewohner eines Hundertwasser-Hauses, ein streßvermindertes Dasein in einer klimatischen Oase inmitten der Betonwüste einer Stadt führen zu können?

Wieso sind Schüler in einer Hundertwasser-Tagesstätte so viel glücklicher, froher und offener?

Wieso haben sich die Heilungschancen verbessert in dem von Hundertwasser gestalteten Spitals- trakt der Universitätsklinik der Stadt Graz?

Von den Kritikern nicht erwähnt wird, ... daß man in den Wäldern am Dach des Hundertwasser-Hauses in Wien 20 verschiedene Vogelarten gezählt hat, daß auf der Bärnbacher Kirche Störche und unter der goldenen Kuppel des Fernwärmewerkes Spittelau Turmfalken nisten und am Dachgarten



des Kunsthaus Wien jedes Jahr 5 Entenfamilien hochziehen, bis es zuviele werden,

... daß im Schatten zwischen den Bäumen am Dach Hängematten die Mieter erfreuen, daß durch die Waldvegetation die Wärmeisolierung so effizient wird, daß man mit einem Drittel der Heizungs- und Kühlungskosten auskommt;

.... daß das Klima in der Umgebung der Hundertwasser-Häuser sich deutlich verbessert: mehr spürbarer Sauerstoff, Feuchtigkeitsbalance, Staub- und Lärm-schutz, Wasserrückhalt der Dachbewaldungen;

... daß die Bauarbeiter an Hundertwasser-Architekturprojekten sich einer neuen kreativen Arbeitsethik erfreuen und es schwer haben, wieder auf normale Baustellen zurückzukehren, wo sie nur als Fertigteil-Arbeits-Sklaven verwendet werden;

... daß zum ersten Mal in der Architekturgeschichte das Fensterrecht im Mietvertrag verankert ist – das Recht jedes Bewohners, die Innen- und Außenflächen kreativ umzugestalten – in Wien und in Plochingen wird von diesem Recht Gebrauch gemacht;

... daß alle Baustile miteinander harmonieren, wenn sie mit Liebe gebaut werden und nicht seelenlos dogmatisch konzipiert und konstruiert werden. Herz und Seele sind ihr gemeinsamer Nenner;

... daß in den menschlicher gestalteten Häusern die Verbrechens-, Drogen- und Selbstmordrate deutlich abnimmt, so sehr, daß die Wirkung von Hundertwassers Urbanistik in Harmonie mit der Natur und den Träumen des Menschen nicht nur hinsichtlich der Verbrechensbekämpfung, sondern auch hinsichtlich der Verbrechensverhütung mehr und mehr Beachtung findet (2. Hanauer Sicherheitskongreß);

... daß mehr und mehr Bewohner mehr Zeit lieber zu Hause im eigenen Wald am Dach verbringen als sich den Stadtflychtkolonnen anzuschließen,

... daß zum erstenmal seit 100 Jahren Fabriks- und Zweckbauten wie Lagerhallen, Tankstellen, Autobahnen, öffentliche Toiletten, Fernwärme- bzw. Müll-Verbrennungsanlagen wieder natur- und menschengerechter werden und zum Verweilen einladen, so wie ein Zuhause.

Hundertwasser-Bauten wirken wie eine Befreiung, nach der die Menschen sich schon lange sehnen.

L'art pour l'art ist eine Verirrung. Man braucht Kunst, die weh tut, nicht zu konsumieren.

L'architecture pour l'architecture ist ein Verbrechen. Denn man kann einem Haus, in dem man wohnen muß, nicht entrinnen.

Die optische Umweltverschmutzung ist die ärgste, weil sie die Seele des Menschen krank macht.

Die grüne Zitadelle von Magdeburg ist eine Erholungskapsel, ein Freudenspender und eine Wiedergutmachung an der anonymen, kalten, menschenverachtenden modernen Architektur à la mode.

Es ist die hohe Aufgabe der Architektur, den Menschen ins verloren geglaubte Paradies zurückzuführen.



Neuseeland, im April und Dezember 1999

Kurt Ludley
 Albert-Schweitzer-Straße 17B
 06114 Halle/Sa.
 Tel. Nr. 0345-5232170

Dr. Kurt Ludley, Die gläserne Kette für die Stadt der Zukunft

Die gläserne Kette für die Stadt der Zukunft.

Die Metapher „Gläserne Kette“, die Bruno Taut für den Gedankenaustausch über die Architektur der Zukunft erfunden hat, ist ambivalent, vielsdeutig genauso wie auch das „Bild“ Stadt der Zukunft. Glas kann durchscheinend, durchsichtig, unsichtbar sein und ist doch materiell vorhanden, es kann zerbrechlich sein oder so wirken, obwohl es nicht zerschellt, wenn es auf harten Boden auftrifft.

Eine Kette ist eine Verbindung aus einzelnen Gliedern, die gemeinsam stärker sein können. Ihre Stärke wird dennoch bestimmt von der Stärke, dem Widerstandvermögen ihres schwächsten Gliedes, das man erst im Moment des Beragens erkennt. Eine Kette kann auch Bindung, Fessel, Zwang sein: brutal und schwer aus Eisen, unsichtbar für andere aus Glas, aber für den „Gefesselten“ ebenso unüberwindbar wie eine Eisenkette.

Bruno Taut und seine Freunde reflektierten über die ARCHITEKTUR der Zukunft und bezogen sich auf geistige Haltungen beim Bauen (in der

Gesellschaft).

Die STADT ist eine wesentlich komplexere Ebene, und - als ob es nicht schon reicht - es soll auch noch die STADT DER ZUKUNFT sein, zu deren Ausprägung kluge Gedanken erwartet werden.

Es finden statt die Globalisierung

- der Wirtschaftsunternehmen,
- der Banken und Geldinstitute,
- der Befriedungsaktionen der Vereinten Nationen (UN),
- der Kommunikationsströme (Internet)
- des Tourismus (zumindest durch die Bewohner der reichen Länder der Erde).

Menschen geben nationale und regionale Bindungen auf und wählen ihren Altersitz auf Mallorca oder in Andalusien bzw. ihren Wohnsitz in einem angenehmen "Steuerparadies".

Die Europäische Union setzt auf das „Europa der Regionen“, nicht der Nationen.

Immer größere Freiheitsräume werden eröffnet (für die, die es sich leisten können und wollen), die Angebote vervielfältigen sich, jeder individuelle Anspruch scheint erfüllbar zu sein (selbst der „Urlaubsflug“ zu einer Raumstation im All) - und damit auch die Feucht aus der Gemeinschaft, aus der Solidarität, aus der Verantwortung für andere (Stichwort: Ehrenamtliche Arbeit für die Gesellschaft bzw. für die Teile der Gesellschaft in einer Gemeinde, für die z.B. die Fürsorge der Gemeinde organisatorisch nicht ausreicht und finanziell be-

beschränkt ist).

Die „europäische Stadt“ spiegelt ein historisch geprägtes Bild der Ordnung wider, das Vertrauen und das Gefühl der Zuverlässigkeit im Betrachter weckt.

Das ist gut so, denn das normale, aktuelle „stadterleben“ ist ganz anders: Behüte, Verkehrschaos, Stress, Termindruck, aber auch Langeweile und Hoffnungslosigkeit durch Nicht-Beschäftigtsein, durch Nicht-Gebrauchtwerden für einen bestimmten Job...

Sind daraus Visionen für die „STADT DER ZUKUNFT“ (?) ableiten? Gibt es angesichts der Permanenz der Stadtentwicklung im Zeit-Kontinuum ein Endziel „Zukunft“? Wann? und eine „passende Stadt“ dazu?

Es wird nicht nur eine Vision „Stadt“ geben auf dieser Erde oder auch nur in Europa, die für alle paßt, sondern die Wünsche, Erwartungen und auch Zwänge werden vielgestaltig sein.

Wichtig erscheint die Bekräftigung, der Gedankenaustausch, die „gläserne Kette“ der vielen Visionäre, um für eine bestimmte Region in einer bestimmten Zeit möglichst unverwechselbare Visionen, „Bilder“ der Stadt, realistisch zu machen und damit Identität für ihre Bürger zu schaffen, die mit dem Ort, dem genius loci, und auch wieder mit „Ordnungen“ als „Stadt-Marken“ zu tun hat.

Prof. Dr. Helmut Trauzettel, Die Identität einer Stadt



Dresden, zum 13. Februar 2000

lieber Herr Peter

Sie regen zum breiteren Gedankenaustausch über die Aufgabe der Stadt bei der Portion Bestimmung der heutigen Gesellschaft an. Nach deutlich greifbar und in der Tat denkwürdigen Tage - vor 55 Jahren versank die Barockstadt Dresden in Trümmern - zur Feder und Bin gespannt, welche Gedankenträger Sie sonst noch anweist haben, die europäische Stadt als Kulturlandschaftliche Agglomeration höchster Wertigkeit in die Zukunft zu retten

Wir beide haben es nicht schwer, den selbst von namhaften Städtebauern als unaufhaltbar heraus tretenden Einfluss - tendenzen historischer gewachsener Stadt - Zusammenhänge in Ordnung zu bringen -

2

Stadt" übereinstimmend aufgefassen zu werden.
 In Magdeburg wie in Dresden. Es scheint
 nicht nur den Toren zu organisieren.
 Und wir besorgen in unserer beiden Städ-
 ten am liebsten innerhalb des Stadt-
 Organismus nicht nur Industrie- und
 Dienstleistungen, sondern hoch wertige
 Främpotential für Zukunftsfunktion
 der "Vende". Die Trend vende zu
 neuen Stadtqualitäten verfolgt werden
 und am Fortbarwerden. Wie sichern
 wir eine nachhaltige Lebendigkeit des
 aufgeweckten Stadtkontakts?

Bedeutlich bleibt bei dem mit teuren
 Investitionen wachsenden Ausprägungs-
 vermögen der Schwund der Einwohner-
 zahlen in Deutschlands Städten, vor
 allem in den Ostdeutschen. Die viel-
 schichtigen Ursachen, auch für viele
 den Rückgang, sind bekannt. Und
 wenn wir die Stadt als Lebensform
 wieder begehrlischer machen gibt es
 kaum Gründe, sie über ihre Grenzen
 auszuweiten.

3

bleiben wir uns die vorletzte Jahr-
hundertende, in der "frühenzeit"
mit sprunghaftem Einwohnerzuwachs
und flächenintensiven Siedlungsente-
fraktionen. Ihr organisierter Siedlung,
so groß es die Stadtplanung heute in-
weithin des bewahren, werden Organismus
für zukünftige Überstichpunkte
umzugedanken.

Die lebenswerte Stadt fasst das Wirken
und Wohnen, die anderen parallel
Bereiche des erwebliden und ander-
weitig zum vollen Tätigsein, dabei
derzeit Animationen für alle Al-
tersgruppen und sozialen Schichten
ein. Wer will wo und wie in ihr be-
leuchtet, d.h. in ihr zuhause, be-
schäftigt, bereichert, unterhalten sein?
Wie oft sie einen sich kennzeichnenden
Stadtcharakteristischen Doppelt ihrer
Bürgerkraft auf den Leib geschrieben?
Wie beeinflusst sie deren Dasein und
Dableben? Welche Spielräume brei-
tet sie nicht nur für allgemeine, neu-
ganz bewirkt für spezifische Bedürf-
nisse, Interessen? Mit welcher Spiel-

4

regeln sicher so weit möglichst aller Bürger
 Beteiligung am Gemeinwohl? Die
 Stadt muss - wie in einem europäischen
 Umriss, der friedlichen Polis - vor
 allem Waffengleich der Demokratie, der
 Persönlichkeits- und Gesellschafts-
 entwicklung sein, dann als weite
 in Stadtleben: der Reflexion, Stadt-
 funktionell, Stadt kulturell, auch
 Stadtbaukunstler etc.

Eine Stadt kann viel tun, um ihre
 Bürger (innen) zu halten sowie für Jung
 anziehend zu sein. Natürlich sind die
 vorhandenen Möglichkeiten entscheidende
 Voraussetzungen dafür. Ein differenzier-
 tes Angebot, das Volumenfeld mit einem
 vorhandenen Angebot, reflektiert inner-
 halb der Stadtpanzen für die Stadt und
 will in jeder der Dimensionen sowie
 (Leben) qualitativ gut durchdacht
 sein.

Als Lebenswert aber wird darüber -
 hinaus empfunden, was die Stadt
 insbesondere macht, ihre Identität,

5
 Geflogenheiten im Zusammenleben
 der Bürger, der Beteiligten aufgede-
 hert, das sich in öffentlichen Gärten
 wie im Stadtraum ausprägt.

Hunderttausend Dresdner zog es zur
 Sylvestertag 2000 auf den Theater-
 platz. Zur Ouvertüre der Musikfest-
 spiele wird der feine Meißner Schloß-
 park lebendig und klau durchdrun-
 gen. Menschen manen dort das
 flehauften in etwa 200 Uraus-
 stellungen in den vieren dürfen an-
 fort recht folgen beim Nachfest jährliche
 junachende Teilnehmer die Aussen
 und Höhe des Festivals.

Die Spielräume für die Befragung
 der Bewohner in der Stadt und der
 farten werden zu einem wesentlichen
 Qualitätskriterium. Mit jedem fe-
 wubringenden Funktionselement
 im städtischen kommunikativen Be-
 reichen werden die Lebensimpulse
 gefördert. Für die Stadtökonomie ist wichtig
 dass dies in einer sich selbstverwirklicht
 logisch ausgewogenem und prozesshaft

6
 angepassten Zusammenhang beschreibt
 im Norden erst an die Milliarden. neue
 Kulturen erlebbar, wie eine Stadt auf
 dem Weg nach Europa. In Dörfern in
 unterschiedlichen, Kulturwelten und so-
 zialen Dimensionen festschreibt.

Im Norden, rings um die fabelhafte Stadt-
 idylle Hellenen und den Strophalen
 Klostern, vom Markt Produktions-
 Motten von Kernen, AMI) und neben
 anderen ein modernes High-Tech-
 Standort.

Der meiste Pfad der Kaufleute in
 der Nordstadt der Innenstadt ver-
 dichtet sich mit weltberühmten Komplexen
 werden, z.B. in Haus der Gärten, am
 Kern Stadt ring zwischen Altmarkt und
 Prager Straße mit einem exklusiven
 Angebot in mehreren Geschossen.

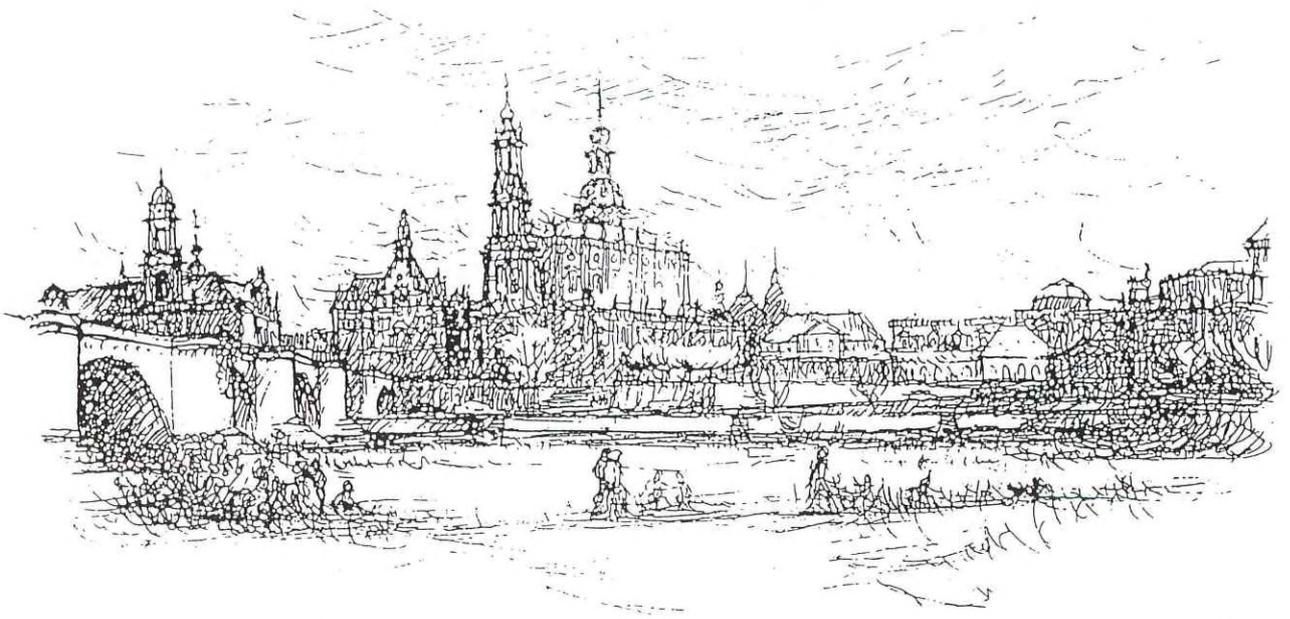
Velds von den vielen neuen Varen-
 Häusern und des la Fayette von
 Dresden werden?

Schon wollen marktschreiende Muevto
 ten der Kulturpatent - aus Halle.
 der Velds von am Altmarkt mit 25
 Millionen Besuchen in 30 Jahren -

7

Zugunsten weiterverkaufspannen von
 hier weitergehen. Es wäre bedauerlich
 für die Kampfdauer der 450-
 jährigen Tradition als Kunststadt. Zu
 befragen sind hingegen Abwärtler, die
 an den Rand gealterte Projekte weiter
 innerhalb des Stadtringes zu etab-
 lieren und damit das funktionier-
 geworden "Herz-Kasseler-Kunst" mit neu
 ein Leben zu füllen. In die Erweiterung
 zum Zentrum für moderne Kunst,
 das der Kunststadt fehlt, ließe hier
 einen guten Standort.

Im Haupt-Schnittpunkt der Fußgänger
 über vom Haupt-Quadrat zum Al-
 bertplatz hat sich der kulturpolitische
 Erlebnis-Schwerpunkt zu erweitern be-
 formen. Die Brücke der Terrane ver-
 doppelt sich über die Länge der Haupt-
 brücke. In Kultur neuem Landtag
 beginnt sich die Spiegelung fortzu-
 setzen. Schon ist der Theaterplatz als Foyer
 frei erlebbar, die parken den Fächerse,
 die den aufstellen, sind in eine unter-
 rirdische Passage verwiesen. Das Kon-
 zentrum wird die repräsentative



Stadt Silhouette bis zur Marenbrücke
erweitern. Der Wettbewerbentwurf von
Storch und Filser verknüpft bis 2002
den Canaletto-Blick der wohl fehlenden
Abmündung und einen markanten
Übergang zum Oltrapiere.

Dies, auf zukunfts funktionierenden
Besucherpole als Bsp. seit 1998 ein
Ausstellungsplan, das in seiner
Art vom Denkmalbestand des früheren
Ortsortes bestimmt wird. Die Halb-
insel wird auf den Ausbau zum attraktiven
Freizeitpark.

Canalettos repräsentative Gemälde
von der Landeshauptstadt sind in
Lüpfen der Luft aufzubauen. Aber
als Ludwig Ridders Vater, Karl Rupert,

9

den grandiosen Panorama der Stadt
in Landschaftsraum von der alles
währenden Fremden- und Kupfer aus
Zeichne machte der den Stolz der er-
starken Stadtbürgerkinnis deutlich.

Von hier oben stellte foelle 1873 fest,
dass die Stadt durch den Besuchs in
7-jährigen Krieg zugefügte Narben,
die er 50 Jahre vorher bei seinem ersten
Besuch beklagt hatte, noch nicht
verheilt waren.

Stadtbaukunst 17. Jahrhundertwerk
Sempers wollte mit seiner Oper und dem
Faltergebäude ein ell- und auch
weltweites Kommunikationsforum
schaffen. Die Bürger waren es, die um
1200 Uhr nach dem Ende nach der
Revolution von 1849 stichtbrieflich
verfolgten zum Bau eines zweiten
Theaters aus der Emigration zurück-
holten. Das ist die französische
Revolution direkt die antiken
Rund des Insanerhauses war in
Dresden zu vollendetem Form gebracht
worden. Semper schreibt: "Nur wenn
Herrn kann die Kunst das Bedürfnis

10

Das wichtigste Bedürfnis eines Volkes ist, von Kulis und seine Staatsverfassung. Das gilt in Europa - und dem rechtlichen - in überlieferten - seit der prehistorischen Polis und für die Stadtgesellschaft, für die Gesetz und Regeln ihres Zusammenlebens sowie die bauliche Ausprägung (also nicht Inflörnung) ihres Lebensraumes.

Ward die Ausiedlung der High Tech - Volkformen in Ostalen auf die hier vorhandenen Fachkräfte gegründet, so gab VW bei der Standortwahl für die Manufaktur seines Luxuslimousinen die verloren den Schatz der Kunst Stadt als verkehrsverbindungs - mittel für die Kaufinteressenten an.

In einer Konferenz zur "Stadtpolitik zwischen Krisenmanagement und Zukunftsgestaltung" forderte die Präsidentin des Deutschen Städtelages Petra Roth die Städte Europas zu einem Wettbewerb heraus, die Ausprägung ihrer Identität als entscheidenden Entwicklungsaspekt zu verfolgen.

11

Das das heißt es, mit hohem Aufwand
aus aller Welt, Identitätsverluste
der Bomben nacht zurück zu gewinnen
Der Anstoß von Coventry, der ebenso
leidempfinden Partnerstadt, am 13. Februar
das verurteilte Kuppelhaus
der Frauenkirche als Versöhnungs-
zeichen zur 55. Gedenkfier und.

Die in der Kristallnacht zerstörte Syna-
goge - auch ein Bauwerk Friedrich Schu-
ppers - entsteht als modernes Wahrzei-
chen neu. Der Aufbau der Aufmann-
Kapelle, die gegen den Drost der Dresdner
Dächer in SED Hand und der Sophien-
Kirchen - Ruine gerettet wurde, soll
aus den zerstörten Architekturen und
Skulpturen - Stücken auf dem in Pflas-
terpfeuern und Kirchenfundament auf-
gebaut werden, lassen es sich ausst.

Die Identität einer Stadt, erst recht einer
wieder aufeinander, soll nicht aus der
Schärfe, aber sie will mit unterschieden
Visionen zu neuer Lebensfähigkeit
weitertragen, immer wieder verjüngt
werden. Sowohl zum Thema von dem

Helmut Kertel

Dipl.-Kunsthandwerker Reginald Richter, Alles nur Auslegware ?

Und wenn man es schon zehnmal wußte, wie das war mit dem „neuen Bauen“ in Magdeburg, die jüngste Ausstellung im Mai 2000 im Landesfunkhaus Magdeburg ließ einen wiederum fasziniert nachdenken über die Zeit des Aufbruches nach dem 1. Weltkrieg, wo eine Avantgarde voller Pläne und Hoffnungen, voller Ideen und Tatkraft das Großbürgertum umkrepeln wollte. Was geistig schon 20 Jahre vorher rumorte, explodierte geradezu nach dem Desaster des Krieges zu einem Tatendrang andersgleichen, um die anstehenden wirtschaftlichen wie sozialen Probleme zu lösen.

Die schönen, phantasievollen Visionen einer „Gläserner Kette“, ein Weilchen noch geträumt, wurden abrupt unterbrochen von jenen unter ihnen, die endlich die Realitäten auf ihren Reißbrettern bezwingen wollten. Ein wunderschönes Beispiel von Selbstsicherheit, ja gar von Unverfrorenheit war deshalb der Einstieg ins Amt von Bruno Taut, der während der Sommerpause ohne nähere Kenntnis der Verwaltung das Rathaus in Magdeburg einfach „bunt“ ausmalen ließ. Ja das waren noch Zeiten, da war noch nicht alles durchdiskutiert oder gar schon im Ansatz zu Tode geritten. Solche Art kühner Attacken ins Neuland, als Ausdruck von Visionen und nicht aus Gründen der Denkmalpflege, hätte man sich auch 1990 in den Neuländern vorstellen können. Waren doch die materiellen Realitäten nach der Wende auf weiten Strecken die eines verschleppten Nachkriegsvakuum. Mit Mühe und Not konnte man im Mai 1990 in Magdeburg eine Attacke ganz anderer Art, paraffierte Verträge, verhindern, die einem Privatmann die Planungshoheit über die Stadt sichern sollten. Allerdings schon 10 Jahre später konnte die Deutsche Bank ohne wesentliche Verwunderung die Neuprojektierung eines großen innerstädtischen Bereiches in Frankfurt/Main am Stadtplanungsamt vorbei in Auftrag geben, wenn auch letztendlich nicht durchsetzen.

Es ist falsch zu behaupten, in der DDR sei die „Moderne“ durch die Staatsdiktatur durchgängig total erstickt worden. Wesentliche Grundsätze der „Moderne“ wie Massenproduktion von standardisierten Gebrauchsgütern, angefangen bei der Wohnung bis hin zum Konsumgut, wurden, so paradox das klingen mag, gerade in der reinen Lehre der Massenbefriedigung, wenn auch beileibe nicht optimal und immer umstritten, erfüllt. Hier sei nur auf das Institut für Angewandte Kunst hingewiesen. Will sagen, die „Mo-

derne“, wenn schon nicht alle nachfolgenden Spielarten, war kreativ Handelnden innerhalb einer Tradition- und Erbediskussion schon geläufig und da die totgemurkelte Massenmoderne der westlichen Länder durch den Kommerz nach dem II. Weltkrieg nicht erlebt wurde, hat die „erste“ und später „zweite Moderne“ nach „Postmoderne“, „Dekonstruktivismus“, „neue Einfachheit“, „Neo-Neohistorismus“, „Future Style“, hier in den neuen Ländern beachtliche Freiräume. Wenn auch nicht in der Alltagskultur, die ist ein Allesfresser.

Nachhaltig staunend bestätigt wurde uns nach der Wende, daß die Bautechnologien, besonders die der Glasindustrie, die Architekturphantasmen eines Paul Scheerbarts mit ihren bauphysikalischen Anforderungen eigentlich heute immer erfüllbarer machen, wenn auch die soziologischen Folgen einer „Glaskultur“ hin zu einer freien Menschheit ausgeblieben sind. Gut zu sehen an dem internationalem Architekturabenteuer zur EXPO 2000 in Hannover.

Zurückgeblieben waren 1990 in Magdeburg wie überall in der DDR, neben einer vorgestrigen Bauindustrie kümmerliche Infrastrukturen, städtebaulicher Verfall, verwaiste Verwaltungsebenen, verseuchte Landstriche, wachsende Arbeitslosigkeit, aber im Gegensatz zu anderen nationalen Pleiten eine Bruder- und Schwesternhälfte mit schier platzenden Kraftreserven. Das ergab natürlich eine Aufschwungexplosion auf allen Gebieten.

Die wenigen Stimmen, die beschworen, in Westdeutschland gemachte Aufbaufehler nicht zu wiederholen, waren leise und direkt rührend zu nennen. Heute ist zu sagen, anders als mit drei Großquartieren war dem Innenstadtaufbau vom Bahnhof bis zur Elbe in Magdeburg wohl kaum beizukommen gewesen. Nun ist die Luft aus dem Investitionsschub heraus, Leerstand und zu geringe Kaufkraft lassen gut ausgestaffierte Landschaften noch nicht zum blühen kommen. Es wird schwierig werden, die notwendigen Feinstrukturen zwischen Dom, Kloster und Hohem Ufer zu realisieren. Zu raten wäre zu größtmöglicher Gelassenheit.

Doch erst noch ein flüchtiger Blick auf die allgemeinen Umfeldbedingungen, von denen nicht nur des Geldes wegen auch eine kleine Provinzlandeshauptstadt nicht verschont werden wird. Mir scheint, das bisher gewohnte Arbeitsfeld des Einzelnen wird immer mehr in Frage gestellt, wenn nicht gar nutzlos, gerade weil er die Gelegenheit hat und nützt, sich weltweit in die Informationsgemeinschaft einzuklicken, und jeder alles und zu allen Zeiten abrufen kann. Noch soll mit Flexibilität darauf reagiert wer-

den. Doch die Allmacht des Geldes potenziert sich durch sich selbst. Das geht seinen Gang, wie Weiland Erich Löst schon mal ähnlich formulierte, und wir können wahrscheinlich zusehen, wie die segensreiche Möglichkeit weltumspannend zu kommunizieren, der Gefahr ausgesetzt ist, durch eine Allmachtpräsenz sich selbst zu zerstören. Die Individuen laufen sich tot in ihrem „dunklen Drange“, wirksam werden zu wollen über Internet und Aktienwahn. Immer öfters ist einer schon vor ihnen da. Fast jeglicher vermeindliche Fortschritt erstickt im Ansatz oder versinkt im Fortlauf am Kommerz, an der patentierten Genvermarktung, am Größenwahn globaler Vereinbarungen. Was in der Wirtschaft noch als Überlebensstrategie gefeiert wird, vermag in der Kultur nur noch eine Gleichheit zu hinterlassen. Statt „alpine Architektur“ mittels „Glasphantasien“ herrscht der Gletscherhobel globaler Kulturstrategien. Das beginnt im Kleinen und setzt sich fort im Großen. Wenn ich im folgenden nur von Kunst spreche, dann weil mir der Kulturbegriff zu weit gespannt erscheint. Künstlergruppen gibt es nicht mehr, eine „Gläserne Kette“ ist mir heute nicht vorstellbar, und wenn noch eine Landeskunstschau sich durchsetzt wie in Bayern im „Haus der Kunst“ in München, muß sie sich vom widerwilligen Museum ein großes Schild am Eingang gefallen lassen, daß für diese Ausstellung der Direktor jegliche Verantwortung von sich weist. Jeder Künstler tut gut daran, in Abgrenzung zu seinen Kolleginnen und Kollegen, sich einen eigenen wissenschaftlichen Mentor zuzulegen, der fallweise aber auch alles zur Kunst hochstilisieren kann.

Aber dann auch bitte wieder nicht zu aggressiv, sonst gibt es keine Subventionen und kein Sponsoring, das walte Hugo oder die Bürgermeister von New York oder Berlin, letzterer, der als Regierender kein Geld gibt für „abgelatschtes und abgetanztes“ Hauptstadttheater. Eine Hand voll Stararchitekten mit ihren Großbüros setzen Solitäre rund um den Globus in Größenordnungen, die den Tageszins eines Bill Gates verschlingen. Museen werden zu riesigen Freizeitparks und dazwischen wuseln die Landzersiedler des Projektmanagements, die immer weniger Architekten brauchen.

So ist das auf einem Drittel der Erde, die anderen zwei Drittel hungern oder setzen sich zur Völkerwanderung in Bewegung, beschäftigen ab und an UNO-Truppen. Das scheint aber die neue Generation der Macher nicht anzufechten, sie begibt sich in die Fron des Laptops, findet Halt in der ebenfalls Tag und Nacht abrufbaren Spaßgesellschaft, taucht ab in die Loveparaden und Mega-Event-Intervalle. Aufzuhalten ist dieses Turboleben nicht mehr, höchstens, und das ist grotesk und lächerlich zugleich, durch Viren-

programme introvertierter Hackergrößen oder frühreifer Kindsköpfe.

Wozu dann die Beschäftigung mit vergangenen Kulturepochen, mit der Avantgarde des beginnenden 20. Jahrhunderts, mit der Avantgarde, die in unserem Landstrich wirksam wurde. Nun, gegen Gedächtnisverlust anzutreten, ist immer verdienstvoll und wer Nachdenklichkeit pflegt, scheint noch Hoffnung zu haben, will wohl etwas dagegensetzen gegen die immer größer werdende innere Beschleunigung auf allen Ebenen. Denn irgendwann muß man doch mal innehalten, in sich gehen, die Kontemplation suchen. So wird es für mich immer deutlicher, nur die Kunst kann die jetzt in allen Bereichen inwohnende innere Beschleunigung menschenertüchlich machen. Alle Welt sagt ja, die Kunst kann nichts verändern. Aber zum Innehalten hat sie schon bisher allemal getaugt. Auch scheint mir, daß sich die Kunst selbst wieder etwas beruhigt. Man ist ja dankbar für jegliche scheinbare Bestätigung solcher Beobachtungen. Die Regietheaterereitelkeiten gehen zurück, die Werktreue den Klassikern gegenüber ist keine Schande mehr, die Überhitzung der Kunstszene läßt wohl nach, Themen sind nicht mehr nur verpönt, „Hochkultur“ und „Popkultur“ kommen aufeinander zu, die Chemnitzer Oper geht mit „Wege der Verheißung“ von Kurth Weill umjubelt nach den USA und Israel, aufgemerkt, nach Israel, Dixiland und Elbelfeste bekommen in Dresden Kultstatus, ein leises Gitarrenduo, die Olsen-Brüder, gewinnen ein internationales Schlagerspektakel und unser Oberbürgermeister hätte dem Kammerensemble beim Lutherspiel in der Johanniskirche ruhig um den Hals fallen können. Die Sehnsucht nach dem stillen Kunsterlebnis wächst, die Neugier und die Erkenntnisse des Publikums nehmen zu, wenn es nicht bevormundet sondern selbst wieder als Urteilender ernst genommen wird, wo Kulturpolitik und Kulturmanagement es gemeinsam verstehen Bedingungen zu schaffen, daß Kunst entstehen kann, gemäß dem Motto der Carnegie Hall „making everyday extraordinary“.

Der Zugang zur Weltkunst ist heute jedem gegeben, auch wenn er nicht die Originalschauplätze besuchen kann. Das Verständnis dafür kann aber nur vor der eigenen Haustür erwachsen. Den Stadt- und Landespolitikern ist dringend Nachhilfe zu erteilen, bei der Förderung der jeweils spezifischen Kunst- und Kulturlandschaft, die sich eben nicht mit einem voller Eigenlob bewilligten Erhalt von kommunalen Kulturbetrieben erschöpfen darf, sondern vielmehr auch der Off-Kultur, den Einzelkämpfern, den künstlerisch tätigen Freischaffenden, Pflege angedeihen lassen müssen. Jener Kunstszene, die im Freischwimmerbecken ohne Wasser, schlicht und einfach vertrocknen müssen.

Glaskunst im Bereich des Eingangs der Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg



Man spricht immer vom Europa der Regionen, das stimmt sicherlich, wenn man darauf achtet, die Provinz nicht vergammeln zu lassen, und dagegen das Urteil der eigenen „Nordkurve“ nicht über alles zu stellen. Nur so hat das vielfach verkitschte Salzkammergut ein Konzert für Violoncello und Blasorchester als Liebeserklärung von Friedrich Gulda bekommen.

Allen Managern, allen Stadtverordneten, Bürgermeistern, Landtags-, Bundestagsabgeordneten, Ministern, Kanzlern sei ins Stammbuch geschrieben, Kunst ist nicht das Sahnehäubchen, auf das verzichtet werden kann, wenn man abnehmen muß, Kunst ist keine freiwillige Aufgabe, aus der man sich herausreden kann bei vermeindlicher Geldnot. Kunst ist auch kein weicher Standortfaktor wie so oft betont, der so nebenbei wirksam wird. Kunst ist einer der stärksten Faktoren menschlicher Lebensweisen, die man sich nur vorstellen kann. Kunst ist kein hübscher Zufall der einem ab und an begegnet, Kunst ist jahrhundertalte gelebte Lebenserfahrung. Immer, wenn es denn wirklich um den Menschen geht, um Leben und Tod, besinnen wir uns darauf. Hoffentlich!

Reginald Richter

Dr. Manfred Sack, Grund und Boden gehört allen!

Wenn wir nur wüssten, wie die Zukunft sich in der Stadt einrichten wird!

Wie gut, daß wir es nicht voraussehen können, es wäre fürchterlich und langweilig: diese vorausseilende Geschäftigkeit. Freilich können wir uns auch verkriechen und alles geschehen lassen, Akteure wird es genügend geben. Was lesen wir bei Georges Minois? „Wir betreten das dritte Jahrtausend im dichtesten Nebel. Noch nie war der Horizont so finster... Das Ende des 20. Jahrhunderts hat keine Utopien mehr, weil es keine Illusionen mehr hat.“ Also fühlen wir uns aufgerufen, seiner Depression zu trotzen und es nochmal zu versuchen, am besten gleich nach den Sternen greifen. Denn das Erste, was endlich und ernsthaft verlangt werden muss, ist die Aufhebung des Privateigentums an Grund und Boden. Die Erde hat allen gleichermaßen zu gehören. Wer sie betritt, sollte sich als Gast unter Gästen fühlen. Infolgedessen sollte es nur erlaubt sein, Grundstücke für eine bestimmte, nicht zu kurz bemessene, möglicherweise zu verlängernde Zeit an Bauherrn (und Zeitgenossen, die das Land bestellen) auszuleihen – schon um einer dem Gemeinwohl dienlicheren Stadtplanung willen. Die der wirtschaftlichen Entwicklung und dem Geldwert anzumessene Pachtgebühr ist für die Infrastruktur der Stadt, mitunter auch für eine erstrebenswert (zu verbessernde, vernünftige, äußersten Qualitätsansprüchen genügenden) Architektur zu verwenden.

Welchen Effekt das haben kann, hatte die Stadt Rotterdam nach der Zerstörung durch die Deutschen im Zweiten Weltkrieg vorgeführt, wenngleich in einem temporär bemessenen Verfahren: Um eines neuen, homogenen Stadtbildes mit aufeinander bezogenen Funktionen willen, wurde die Innenstadt für die Zeit der Wiederaufbauplanung enteignet, genauer: den Grundstückseigentümern wurde die Verfügungsgewalt entzogen. Ihr Eigentum wurde ihnen später anteilsweise mit bestimmten Auflagen zurück erstattet.

Solch eine, besser eine noch konsequentere Prozedur ist nicht nur in den Städten, auch nicht nur in der regionalen Umgebung, sondern prinzipiell notwendig, schon um die verheerende Wirkung der verharmlosend „Zwischenstädte“ genannten kommerziellen Wucherungen inmitten oft bedenkenlos zerstörter Landschaften zu vermeiden, in denen allein leicht verwertbare Elemente des Städtischen beschworen, besser: kommerziell ausgebeutet werden. Die prinzipielle Enteignung ist deshalb schon aus

landschafts- und lebenserhaltenden Gründen zwingend. Nicht anders in den Städten und dort auch nicht bloß in ihren Zentren, um der sich ankündigenden, wenngleich nur erst vage zu vermutenden gesellschaftlichen, Arbeitstugenden und -praktiken betreffenden Veränderungen Herr zu werden, das heißt: sie steuern und, vor allem dies, ihnen auch eine ästhetisch und menschlich würdige Gestalt geben zu können.

Nicht, dass sich durch die Überführung des Bodens in Gemeineigentum gleichsam alles automatisch zum Besseren wenden ließe; unmöglich allein damit zu verhindern, dass Städte sich selber ramponieren (lassen), dass sich erst recht keine der Stadt angemessene, ihr zuträgliche, menschenfreundlichere, geschweige herausfordernd gute Architektur erzwingen ließe. Sie bildet lediglich die wichtigste Voraussetzung für die Steuerung der städtebaulichen Entwicklung. Sie ist umso notwendiger, als sich zurzeit der öffentliche Bauherr immer mehr von seinen gesellschaftlichen Pflichten zurückzieht und seine Aufgaben privaten Investoren zu überlassen liebt – weil er dazu neigt, immer mehr öffentlichen Raum zu privatisieren, das heißt: preiszugeben. Das heißt zugleich, die Vielfalt städtischen Lebens seiner Kommerzialisierung auszuliefern, lokale Eigenheiten und stadteiltypische Gegensätze verschwinden und nach und nach synthetisieren zu lassen.

Obwohl die Stadt der Zukunft womöglich intensiver als jemals zuvor von ihren immer älter werdenden, das heißt immer jünger bleibenden, mangels eigener Vermehrung mit immer mehr Einwanderern gemischten Bewohnern genutzt werden wird. Sie alle brauchen mehr denn je die Hoffnung, die sich in der Idee von der europäischen – gemeint ist die der urbanen – vor Lebendigkeit sprühenden, der geselligen, anregenden, die Vielfalt pflegenden und behüteten Stadt zu erkennen gibt. Dass dieser Typus von Stadt dringlicher denn je ist, erklärt sich nicht zufällig mit der Beschaffenheit des Menschen.

Erstens liebt er das, woran er gewöhnt ist. Das geht so weit, dass er sich subjektiv für eine, für seine Lebenswelt begeistert, obwohl sie objektiv miserabel ist. Kaum, dass das Märkische Viertel in Berlin, die damals verrufenste Großsiedlung im ganzen Lande bezogen worden war, klagten die meisten Bewohner; man hatte sie ja auch mit sozialem Unverstand aus ihren desolaten, aber lebendigen Stadtvierteln hierher umquartiert. Doch nicht einmal zehn Jahre später ergab eine Umfrage genau das Gegenteil. Die Bewohner gaben zu Protokoll, ihren neuen Daseinsort zu lieben, sie äußerten sogar Stolz und erregten sich über kritische Bemerkungen Ortsfremder. Psychologisch lässt sich das mit der Unmöglichkeit des

Menschen erklären, dauerhaft mit seiner unmittelbaren Umgebung in Konflikt zu leben, so dass eines Tages eine Umwertung von Werten stattfindet – so wie bei den Bewohnern eines Hinterhauses, denen eine Verbesserung ihrer Wohnungsgrundrisse versprochen und in Beispielen vor Augen geführt wurde. Sie schrien Zeter Mordio: Nein! Sie empfanden ihre objektiv missratenen Grundrisse subjektiv als die besten, die sie sich denken konnten – weil sie sich viele Jahre lang darin zurechtgerüttelt hatten und nun perfekt, wie sie glaubten, hineinpassten. Nicht anders verhält es sich mit der Stadt und ihren Bewohnern.

Zweitens sind Menschen gesellige Wesen, die Einsamkeit und ein isoliertes Dasein nur ertragen können, wenn ein Zwang, eine eigenwillige Neigung, eine Verpflichtung sie dazu nötigt. Prinzipiell suchen sie – abgesehen von der Zweisamkeit und dem willkommenen Trubel der Familie – die Geselligkeit mit anderen. Deshalb doch setzen sie sich in Biergärten und Konzerthallen, suchen Rummelplätze auf, gehen ins Theater, besuchen Lesungen und genießen den anonymen Trubel in Kaufhäusern – je voller, desto toller –, die, je vielfältiger sie sortiert sind und je verschwenderischer sie mit Raum umgehen, desto anziehender auf ihr Publikum wirken. Suchen Stadtmenschen die Einsamkeit auf Waldspaziergängen, nehmen sie erleichtert das plötzliche Auftauchen anderer Zeitgenossen wahr, sobald sie sie – weit hinten – entdecken: Gott sei Dank, nicht ganz allein! Typische Städter erkennt man in Feriengebieten daran, daß sie ihr Picknick dicht neben ihrem Auto am Waldrand einrichten, sich aber scheuen, einen Rastplatz tief im Wald in einer idyllischen Lichtung zu suchen.

Tatsächlich bietet ihnen kein Ort alles dies so reichhaltig, so abwechslungsreich, so sicher und so komfortabel wie die Stadt: diese merkwürdig anziehende anonyme Geselligkeit – die besonders dann erstrebt wird, wenn, wie man sagt, „einem die Decke auf'n Kopf fällt“: Man kennt so gut wie niemanden, aber man freut sich ihrer Gegenwart; man ist allein, tut und lässt, was einem beliebt, und ist zugleich unter anderen.

Nicht zuletzt deswegen besteht die Stadt, wie sie sich in Europa jahrhundertlang gebildet hat, nicht allein aus Verkehrswegen, sondern aus Plätzen, die noch ausdrücklicher als Straßen zum Verweilen einladen, zu öffentlichen Versammlungen, zu allgemeinen Lustbarkeiten, auch aus Plätzen, die den Charakter von kleinen Parks haben, mit Büschen, Bäumen, Blumen, Grün und mit Bänken.

Darin gibt sich ein Verlangen nach Urbanität zu erkennen; es ist nicht die Stadt des Verkehrs, sondern

die Stadt mit Straßen und Plätzen, die nicht zu Verkehrsanlagen degeneriert, sondern Lebensraum sind.

Das setzt eine Mischung der Funktionen, der Betätigungen nebeneinander voraus. Der Reiz vieler noch vom 19. Jahrhundert geprägter Stadtteile in Berlin zum Beispiel liegt darin begründet, dass alles dicht nebeneinander geschieht. Man findet dort komfortable und einfache Wohnungen, teure und preiswerte Geschäfte, Warenhäuser mit reich diversifiziertem Angebot, Hotels, Pensionen, Jugendherbergen, Restaurants und Cafés aller Art, Galerien, Museen, U- und S-Bahnhöfe, Bus- und Straßenbahnlinien mit ihren Haltestellen, Plätze mit dem Rathaus (oder dem Bezirksamt), mit Gerichten, Kirchen, Brunnen, mit Versammlungsstätten und Tanzpalästen, Bars, Diskotheken – aber auch Werkstätten und nicht störendes Gewerbe sowie Kunstwerke „im öffentlichen Raum“ und Plätze von großer Vielfalt.

In New York, mitten im Trubel der 53. Straße und eingepfercht zwischen zwei Gebäuden, findet man seit Jahren zum Beispiel den (nach seinem Stifter so genannten) Paley-Park, vierzehn Meter tief und etwa gleich breit, hinten begrenzt von einer sommers wie winters fließenden, teils erfrischenden, teils wärmenden Wasserwand von fünf Metern Höhe, davor Bäume in strengem Raster, Eisenstühle, davor eine Bude für die Gartengeräte, daneben eine, wo es etwas zu essen und zu trinken gibt; von der Straße ist dieser „Park“ mit fünf Stufen abgesetzt: eine mitten in der Stadt angelegte Oase, in die die Geräusche der Stadt leicht gefiltert dringen.

Und zugleich sollte die Stadt mit Arbeitsplätzen aller Art durchsetzt sein, nicht nur mit Verwaltungen, sondern auch wieder mit Gewerbebetrieben. Gibt es nicht viele, die inzwischen weder lärmern noch schlechte Gerüche verbreiten? Wäre es nicht auch für viele Verwaltungen tunlich, ihre Abteilungen über die ganze Stadt, also auch wieder in die Innenstädte zu streuen, zwischen die Geschäfte und Wohnungen, die Straßen und die Plätze, weil sie ohnehin alle untereinander elektronisch vernetzt sind?

Kurzum: man braucht nicht künstlich und krampfhaft Events zu inszenieren, um die Stadt abwechslungsreich zu machen, sie wäre es von selbst, weil das abwechslungsreiche städtische Leben es vollzöge. Man braucht ihm nur dazu das Recht einzuräumen – und ihm ausreichend Gelegenheit einräumen, sich zu entfalten. Zu den Voraussetzungen gehört die radikale Zügelung des Individualverkehrs. Er muss künftig am äußeren Rand der Innenstadt aufgehalten und dort in strategisch geschickt plazierte Parkhäuser in unmittelbarer Nähe von Knotenpunkten des Fern-

wie des öffentlichen Personennahverkehrs abgefangen und abgeleitet werden. Die öffentlichen Nahverkehrsmittel haben selbstverständlich sehr viel komfortabler als heute beschaffen zu sein, die Verkehrsfolge muß außerordentlich dicht, die Verknüpfung der verschiedenen Transportmittel perfekt, ihre Benutzung für jedermann erschwinglich sein – wenn nicht sogar kostenlos, so dass die Benutzung von Personenwagen zum Luxus wird. Das hätte von vornherein die Bevorzugung des Fußgängers und des Radfahrers zur Folge. Die Stadt also: durch sich selber ein Ereignis und ein Erlebnis.

Eines jedenfalls spielte dann weder eine verhindernde noch eine abschreckende Rolle in der Stadtpolitik und taugte fortan nicht mehr als Ausrede: die sündteuren Grundstückskosten namentlich in den Innenstädten verhinderten derlei Illusionen. Sie wären dann keine Illusionen mehr; denn der Boden, nicht wahr befände sich in Gemeineigentum und würde nur noch gegen angemessene Pachtgebühren an Bauherren und andere Benutzer ausgeliehen. Preistreibende Bodenspekulationen wären ein für alle Male ausgeschlossen und kein Hindernis mehr für eine menschenfreundliche, vernünftige, die Urbanität belebende Stadtpolitik.

Manfred Sack

**Prof. Timm Ullrichs,
„Erdachse, M. 1:1000000“ 1979/99
Zum Entwurf der Skulptur auf dem
Bahnhofsvorplatz Magdeburg**

Mit dieser monumentalen Skulptur ist beabsichtigt, sowohl einen ortsspezifischen Bezugspunkt für Magdeburg zu schaffen als auch eine globale Standortbestimmung des gegebenen Platzes vorzunehmen. Sehr exakt für diese Lage und diese Position eingemessen (über Satelliten-Anpeilung nach dem „Global Positioning System“) – und damit unverrückbar ortsgebunden und ortsverbunden – präsentiert dieses „Denkmal“ eine Materialisation der im Grunde immateriellen Rotationsachse der Erde, und zwar präzise parallel zu dieser. Die Gesamtlänge misst 1271,35 cm, also den einmillionstel Teil des Poldurchmessers der Erdkugel. Die Säule weist nach Norden unter einem Winkel von $52^{\circ} 7' 50''$, gemessen vom Erdboden aus; das entspricht der geografischen Breite des Ortes. Die Skulptur ist also ein (künstliches) Modell der vor-

bildlichen Achse des Erdballs – parallel verschoben und verkleinert, als Kunstwerk aber von vergleichsweise beträchtlicher Größe.

Als Material vorgesehen ist kostbarer schwarzer, polierter Granit („Nero Assoluto“), mit einem Durchmesser von 50 cm, realisiert in 6 Teillängen. Der Titel wird vertieft in die Säule eingearbeitet (sandgestrahlt).

Die in der Mitte der Säule befindliche „Äquatorebene“ wird als 30 cm starke und im Durchmesser 250 cm messende Kreisscheibe aus rotbraunem, geschliffenem Granit („Bolmoral“) ausgebildet. Wie ein großer Kreisel liegt die Scheibe an einer Seite dem Boden fast auf.

Unterhalb dieser schiefen Ebene verschwindet die Achse in einem einseharen, mit Panzerglas abgedeckten und nachts ausgeleuchteten Schacht im Erdreich.

Die gesamte Skulptur rotiert pro Tag einmal um ihre eigene Achse – wie die Erde und deren Achse auch –

Timm Ullrichs bei seiner Eröffnungsrede des Kunstwerks (Foto Stadtplanungsamt)



und fungiert dabei als riesige Uhr: An der Oberseite der Scheibe sind die Zahlen 1–24 eingearbeitet, und an ihrem Rand sind die Stunden und Viertelstunden-Einstellungen als Striche flach sandgestrahlt. Da, wo die Scheibe den Boden tangiert, kann die genaue Uhrzeit abgelesen werden; diese Ablese-Markierung ist zugleich die in das Straßenpflaster eingelassene, sich über den Platz hinwegziehende und aus Edelstahl bestehende dünne Linie, die die Nord-Süd-Richtung angibt. Neben den geografischen Daten (11°, 38', 8'', östliche Länge; 52°, 7', 50'', nördliche Breite) ist geplant, auch den Abstand dieser modellhaften Erdachse von der realen Rotationsachse der Erde anzugeben (3923,56009 km).

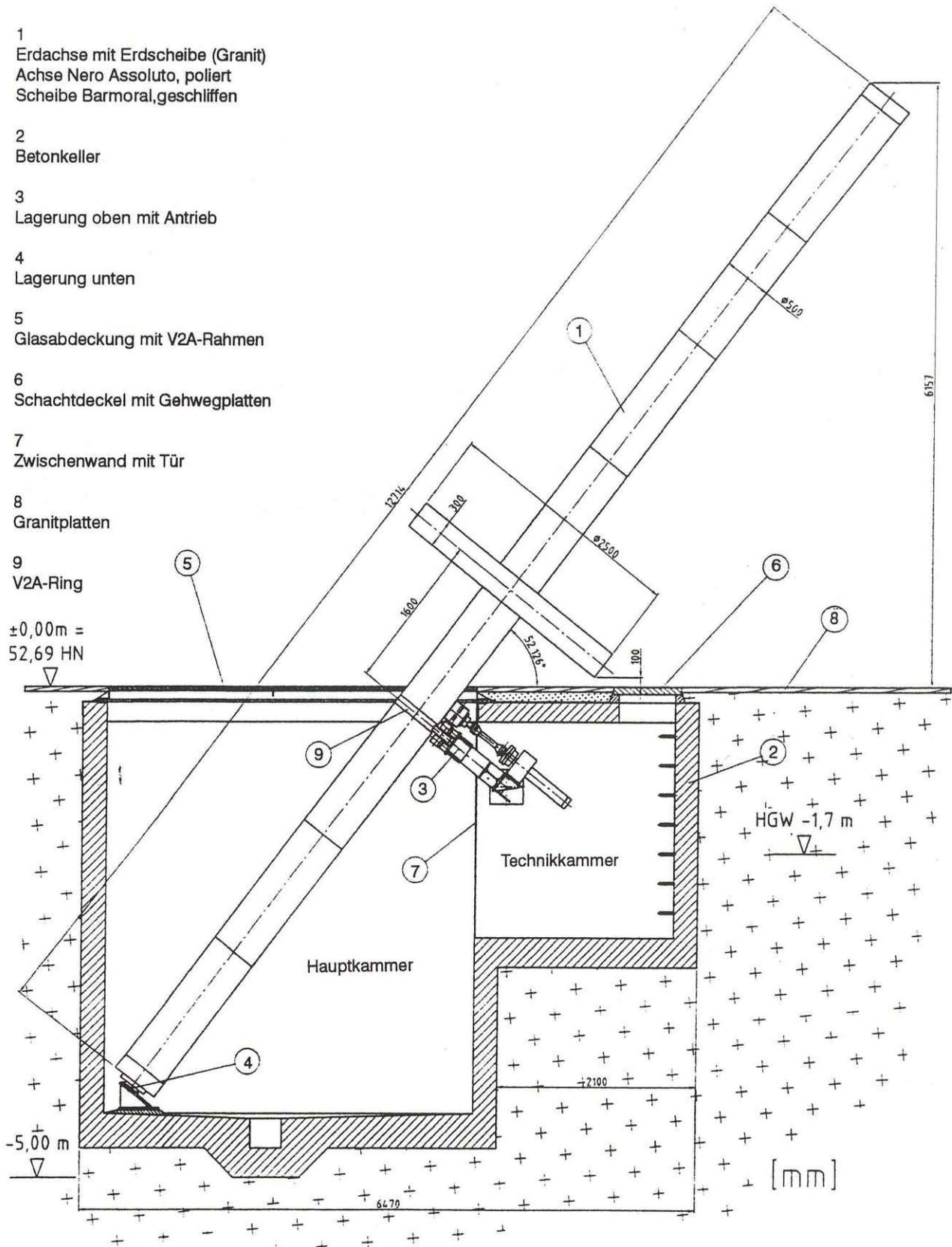
Wer aus dem Bahnhof tritt – diese andere „Dreh-scheibe“ des Verkehrs –, findet in dieser Skulptur einen weithin sichtbaren und auffallenden, kräftigen und repräsentativen Akzent, der allein schon durch seine Größe sich gegenüber den umgebenden Gebäuden zu behaupten vermag (Straßenbahnhaltestellen und der Kiosk stören nicht das Bild, das er abgibt; und nachts sollte das Werk – wie ja auch die Bahn-

hofsfassade – durch Anstrahlung ins rechte Licht gesetzt werden.). Die Schrägen – im Verhältnis zur vorherrschenden Vertikalität – dynamisieren den „bewegenden“ Eindruck, den die Plastik bereits auf Grund ihrer langsamen, aber spürbaren Eigenbewegung ausübt, und sie irritieren den Gleichgewichtssinn der Betrachter, die die „Erdachse“ in Bezug zur eigenen Körperachse setzen.

(Diese heilsame Verunsicherung gelang und gelingt noch allen schrägen Bauwerken: dem unfreiwilligen schiefen Turm von Pisa, dem absichtlich gekippten Haus im „Heiligen Wald“ von Bomarzo bei Viterbo, 1525 erbaut, oder – um das in diesem Kontext bezeichnendste und verwandteste Beispiel zu nennen – dem revolutionsarchitektonischen, nur Plan gebliebene „Turm der Dritten Internationale“ von Tatlin, 1919 ff. Sowohl formal als auch thematisch ist in diesem Zusammenhang noch hinzuweisen auf die Stein-Observatorien und Kalenderbauten (Jantar-Mantar), die der Maharadscha von Amber und Jaipur, Sawai Jai Singh II. (1699 –1743) in Jaipur, Delhi, Ujjain, Varasani und Mathura errichten ließ: indische Weltwunder der Bau- und Messkunst!)

Erdachse im Maßstab 1:1.000.000 auf dem Bahnhofsvorplatz in Magdeburg (Foto Wolfgang Braden)







Spielende Kinder auf dem Kunstwerk (Foto Stadtplanungsamt)

Dadurch dass die Skulptur ins Erdreich eindringt, zu mehr als einem Drittel unter der Erdoberfläche abgesenkt ist, könnte auch der Betrachter sich angeregt fühlen, dieser Bewegung in die Erde gedanklich zu folgen, „in Gedanken versunken“ eine „Reise zum Mittelpunkt der Erde“ (wie einst Jules Verne) anzutreten und damit vorzudringen zum allgemeinverbindlichen „Fluchtpunkt“ unseres Globus.

Indem die Skulptur an unser Körpergefühl appelliert und ebenso die Einbildungskraft stimuliert, ist, wie ich

hoffe und denke, mit diesem Projekt ein einmaliges Werk vorgestellt, das die Kraft und Ausstrahlung haben könnte, zu einem Wahrzeichen und zentralen (Treff-) Punkt Magdeburgs zu werden. Ein Standort wird exakt verortet – und zugleich weltweit transzendiert: im Hinblick auf unser „Raumschiff Erde“ (Christian Morgenstern / Buckminster Fuller).

1. 8. 1997
Timm Ulrichs

Diese Broschüre wurde mit freundlicher finanzieller Unterstützung folgender Sponsoren gedruckt:


AENGEVELT Immobilien KG Magdeburg

ALLEE-CENTER
MAGDEBURG
Zentraler Platz ■ Genau mittendrin.

Kaufmännische Krankenkasse **-KKH-** Ersatzkasse



Wohnungsbaugenossenschaft „Stadt Magdeburg von 1954“ e.G.

Wohnungsbaugesellschaft Magdeburg mbH

Impressum:

Herausgeber:
Landeshauptstadt Magdeburg
Büro für Öffentlichkeitsarbeit
und Protokoll
39090 Magdeburg

Redaktion:
Stadtplanungsamt

Textbearbeitung:
Dr. Günther Korbel

Grafik/Design:
Ateliergemeinschaft
Rudolf Purke/Karl-Heinz Art
VBK/BBK

Herstellung:
Gebr. Garloff GmbH
Gröperstraße 14
39124 Magdeburg

Copyright: Stadtplanungsamt Magdeburg



50 % Altpapier
50 % chlorfrei gebleichtem Zellstoff

NR. 3

FRÜHLICHT

HERAUSGEBER

BRUNO TAUT

KARL PETERS VERLAG IN MAGDEBURG